SCHÄMEN SOLLEN SICH ALLE, DIE DEN BILDERN DIENEN (Ps. 97,7)

27. JANUAR 2017

GEDENKTAG FÜR DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS



Inhalt

- 2 Christian Stäblein: Geleitwort
- 4 Dagmar Pruin: Editorial

I Anstöße aus der biblischen Tradition

- 8 Lorenz Wilkens: Psalm 97, der 27. Januar und die Kräftigung unseres Bewusstseins
- 12 Helmut Ruppel: Schämen sollen sich alle, die den Bildern dienen: Liturgie für einen Gottesdienst zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar 2017
- 16 Christian Keller: Bitte um Trost, der nicht verrät. Eine Auslegung des 86. Psalms Wochenpsalm am 27. Januar 2017
- 21 **Björn Borrmann:** Abendgebet am Freitag, 27. Januar 2017, dem Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus
- 25 Zum Verlernen (9): »Jüdische Gesetzlichkeit«? zusammengestellt von Ingrid Schmidt / Helmut Ruppel

II Impulse aus der Zeitgeschichte

- 28 Peter von der Osten-Sacken: Beginn einer Freundschaft? Predigt zum Thema »Luther und die Juden« am Reformationstag
- 35 Katharina von Kellenbach: Die Parabel vom verlorenen Sohn
- 39 Wolfgang Wippermann: »Völkisch« ist rassistisch
- 42 Astrid Messerschmidt: Ordnungen der Reinheit. Antisemitismuskritik in der Reflexion von Selbstbildern
- 47 Anne Scheffbuch, Aleksandra Janowska: Bedeutungsvolles Schweigen Was junge Menschen durch familiengeschichtliches Arbeiten lernen
- 50 Emily Philippi: Nachdenken über eine deutsche Biographie nach einem ASF-Freiwilligendienst in Israel

- 54 Christina Schakirova: Jede Familiengeschichte verdient es, gekannt und gehört zu werden
- 56 Axel Töllner: Wie Scham über die Schoa Bildungsarbeit anstößt. Erfahrungen aus drei evangelischen Kirchen in Bayern
- 60 Lutz van Dijk: Die Häftlinge mit dem Rosa Winkel
- 64 Jakob Stürmann: Wandel und Annäherung Ukrainische Erinnerungspolitik im heutigen Europa
- 67 Christoph Villinger: Neue Bäume in alten Mauern
- 70 Thomas Kersting: Rotarmisten in brandenburgischen Waldlagern 1945
- 73 Ingrid Schmidt: Den vergessenen Opfern des Vernichtungskrieges ein Gesicht geben

III Materialien für die Gemeinde

76 Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt: Kirsten Boie, Jan Birck: Bestimmt wird alles gut. / Peer Martin: Sommer unter schwarzen Flügeln / Morton Rhue: Dschihad Online / Tomi Ungerer: Warum bin ich nicht du? / Jürgen Kaumkötter, Der Tod hat nicht das letzte Wort. / Carolin Emcke, Gegen den Hass / Johann-Hinrich Claussen, Reformation / Jürgen Ebach, Das Alte Testament als Klangraum des evangelischen Gottesdienstes / Jehuda Bacon, Manfred Lütz: Solange wir leben, müssen wir uns entscheiden.

IV Freiwillige berichten

- 84 Caroline Würth: Von guten und schlechten Erinnerungen
- 87 David Puterman: L'dor Vador: Von Generation zu Generation
- 93 Dorothee Riese, Philipp Venghaus: Ein Jahrhundert leben in Rumänien, eine Hommage an Medi Dinu-Wechsler (1908/1909-2016)
- 95 Kollektenbitte
- 96 Autor_innen, Bild- und Fotonachweise
- 97 Impressum

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer_innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Geleitwort

Christian Stäblein

Nach Auschwitz. Christ sein und christliche Predigt stehen vor dieser Herausforderung: es ist christliche Predigt »nach Auschwitz«. Mit all der Unmöglichkeit, nach Auschwitz überhaupt noch predigen zu können. Was soll angesichts des Geschehens, was soll in Erinnerung an die industriell und staatlich organisierte Ermordung und Vernichtung von Millionen Jüdinnen und Juden noch gepredigt werden können? Und zugleich: Welcher falsche Triumph der Mörder und Henker läge darin, wenn wir über diese Erinnerung aufhören würden unseren Glauben zu bezeugen, zu bekennen und in diese Welt zu sprechen. Nach Auschwitz ist unlösbar ein Paradox christlicher Existenz: Predigen, Gottes Güte, Liebe und Gerechtigkeit feiern sollen und doch nicht können. Und zugleich: von Gottes Liebe, Gerechtigkeit und Güte gerade jetzt, in der Erinnerung und Mahnung nicht aufhören wollen und dürfen zu reden.

Nach Auschwitz. Kein Datum fordert die christliche Existenz und Predigtaufgabe zu einer Besinnung hierauf so direkt und so klar auf wie der 27. Januar. An diesem Tag wurden 1945 das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau sowie die zwei weiteren Konzentrationslager Auschwitz von der sowjetischen Armee befreit. Die Erinnerung des Leidens und Vergehens jedes Einzelnen an diesem Ort bleiben uns ebenso aufgegeben wie die Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen und ihre Opfer insgesamt, die mit dem Synonym Auschwitz verbunden sind. Aufgegeben bleibt uns dabei auch, dass wir das Gedenken an die Opfer nicht unter der Hand instrumentalisieren. Das Erste der Erinnerung bleibt die Erinnerung selbst, auf die wir uns ausrichten und durch die wir uns vor Gott ausrichten lassen.

Nach Auschwitz also ein Paradox christlicher Existenz: Schweigen, weil jedes Wort zu viel sein kann. Reden, weil Schweigen schreckliches Verschweigen oder falsches Verstummen sein kann. Reden, weil gesagt werden muss, was nicht vergessen werden darf. Schweigen, weil falscher Wortschwall am Ende dem Vergessen dienen könnte.

Nach Auschwitz gilt es, Reden und Schweigen in Gottesdienst und Predigt in ein angemessenes Verhältnis zu bringen. Das ist bei Gott und vor Gott die Herausforderung an diesem Gedenktag. So bin ich froh, dass es die Predigthilfen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste gibt. Seit vielen Jahren erscheinen diese regelmäßig – zum 10. Sonntag nach Trinitatis, dem Israelsonntag, aber auch zum 27. Januar. Im Blick auf den Gedenktag im Januar ist diese Art der regelmäßigen Publikation etwas eher singuläres, deshalb aber

umso wichtiger, denn sie unterstützt die vielen Veranstaltungen zu diesem Tag, die es in den Kirchen gibt –, Veranstaltungen, die oft in ökumenischer Weite und nicht selten in Zusammenarbeit mit politischen Akteuren, mit den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit oder mit anderen zivilgesellschaftlichen Institutionen stattfinden. Das Engagement der beruflichen Mitarbeitenden in den Kirchen wie der vielen Ehrenamtlichen an diesem Tag ist wertvoll und vielfältig. Die vorliegende Predigthilfe bietet mannigfaltige Anregungen und Materialien für verschiedenste Veranstaltungen. In guter und bekannter Tradition der Hilfen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ist ihr Anliegen und Fokus dabei nicht zuletzt dieser: dem Gedenken an die Opfer wird eine kritische Reflexion der christlichen Theologie, nicht zuletzt eine kritische Reflexion der schrecklichen Tradition christlichen Antisemitismus und Antijudaismus zur Seite gestellt. Das Entscheidende, was sich in der christlichen Theologie nach Auschwitz zu ändern hatte und immer noch und wieder zu ändern hat ist ja dieses: eine neue, veränderte Wahrnehmung des Judentums, eine neue Sicht der jüdischen Partner, Geschwister. So entsteht in diesen Predigthilfen im besten Sinne immer wieder neu Theologie nach Auschwitz. Dieses »immer wieder neu« ist in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzen. Das Gedenken an die Verbrechen der Nationalsozialisten und das Wegschauen und Stillhalten viel zu vieler nimmt zu Recht großen Raum in Gesellschaft und Kirche ein. Die Rituale, die sich hierfür entwickelt haben, sind ebenso wichtig wie unverzichtbar. Zugleich stehen Rituale stets in der Gefahr, in ihrer eigenen Ritualisierung leer oder schablonenhaft zu werden. Die vorliegenden Predigthilfen versuchen, dem entgegen zu arbeiten.

Nach Auschwitz gilt es – für Predigt und Gottesdienst, für Kirche und Gesellschaft, für Gegenwart und Zukunft – immer wieder neu buchstabieren, was die Erinnerung uns aufgibt. Es ist gut, dass die vorliegenden Predigthilfen nicht zuletzt das bieten: Erinnerungen. Und kritische Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen Strömungen aus der Erinnerung heraus. Die Lektüre der Beiträge hat mich an vielen Stellen zum Verweilen eingeladen, bisweilen auch im besten Sinne dazu gezwungen: Es tut Not, dass wir nach Auschwitz in unseren Gottesdiensten und Predigten über diese Frage nicht wortreich schweigen – wie beschämend wäre das. Gegen solche Beschämung wünsche ich der vorliegenden Hilfe viele Leserinnen und Leser, Predigerinnen und Prediger, Beterinnen und Beter!

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

ich grüße Sie herzlich auch im Namen unseres Redaktionsteams und freue mich, dass wir Ihnen unsere aktuelle Predigthilfe zum 27. Januar in die Hände legen können. Wie in jedem Jahr haben unzählige Hände das Ihre getan, dass ein solch umfangreiches Heft entstehen konnte. Und wie in jedem Jahr ist dieses Heft unser Beitrag zu der Diskussion, dass doch der 27. Januar ein offizieller Gedenktag für die Kirche werden möge.

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen aus der Stadt Oświęcim – besser bekannt unter ihrem deutschen Namen: Auschwitz. Vor dreißig Jahren hat Aktion Sühnezeichen Friedensdienste hier gemeinsam mit der Stadt Oświęcim die Internationale Jugendbegegnungsstätte (IJBS) gestiftet und dieser Tag wird nun heute hier in diesem besonderen Haus begangen. Am frühen Morgen haben wir gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen in Birkenau einen Blumenstrauß auf dem zentralen Mahnmal niedergelegt.

Das Leiden der hier unzähligen ermordeten meist jüdischen Männer, Frauen und Kinder darf nicht vergessen werden, auch wenn Rechtspopulisten danach verlangen. Es darf nicht vergessen werden, weil jedes ausgelöschte Leben zum Himmel schreit. Es muss erinnert werden, was hier geschah – um der Opfer willen, aber auch mit Blick auf die Täterinnen und Täter. Denn nur wer erinnert und immer wieder nachforscht, der sieht, wo auch die Handlungsspielräume lagen – und wo sie in der Zukunft liegen können. Der Satz »Wehret den Anfängen« ist in Deutschland und Europa und auch in den Vereinigten Staaten keine überkommene Phrase, sondern hat eine kaum zu überbietende Aktualität.

Unser Erinnern darf sich jedoch nicht in Ritualen erschöpfen, die versuchen, die Vergangenheit zu bewältigen. Dem auszuweichen ist nicht immer einfach, denn gerade wer - wie viele von Ihnen es tun! – jedes Jahr wieder Gedenkgottesdienste gestaltet, der weiß, wie herausfordernd es ist, jedes Jahr aufs Neue dem Gedenken einen angemessenen Raum zu geben – und gleichzeitig zu wissen, dass der Raum niemals wirklich angemessen sein kann. Wir möchten dazu Anregungen geben und hoffen, dass Texte und Gedanken Ihnen zur Seite stehen, wenn Sie an den vielen verschiedenen Orten ganz unterschiedliches Gedenken gestalten.

»Schämen sollen sich alle, die den Bildern dienen!« – dieser Satz aus dem 97. Psalm steht als Leitvers über der diesjährigen Ausgabe der Predigthilfe zum 27 Januar. Wir haben ihn gewählt, weil er zum einen im Zentrum des Gottes-

dienstentwurfs von Helmut Ruppel steht, zum anderen jedoch auch, weil sowohl die Verführbarkeit durch die Bilder als auch der Gedanke der Scham explizit und implizit in vielen Beiträgen dieses Heftes eine wichtige Rolle spielt.

Lorenz Wilkens analysiert in seiner Exegese des Verses den Herrschaftsanspruch der Bilder und die Zurückweisung ihrer Macht durch den Gott Israels, der ein Gott der Geschichte, nicht der Bilder ist. Christian Keller beschäftigt sich mit dem Psalm 86, der der Wochenpsalm am 27. Januar ist. Björn Borrmann legt eine Abendandacht vor, in deren Zentrum die Zehn Gebote stehen. Im Zentrum aller Anstöße aus der biblischen Tradition stehen damit die sprechenden und lebensnahen Texte des Alten Testaments, sie werden beschlossen durch Überlegungen von Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel zum weiter bestehenden Missverständnis der »jüdischen Gesetzlichkeit«, jene vermeintliche Grundordnung des Judentums, die vom Christentum zu überwinden sei bzw. ist.

Im Jahr 2017, dem Jahr des Reformationsjubiläums, beginnen wir den thematischen Teil mit Überlegungen von Peter von der Osten-Sacken, der wie kaum ein anderer Text in aller Kürze die Aufgabe umreißt, die uns angesichts der judenfeindlichen Schriften Martin Luthers und durch die eigene protestantische Tradition aufgegeben ist. Sein Aufsatz zeigt die Problematik in aller Schärfe auf und beschreibt doch auch die Hoffnung auf die Bußfähigkeit der Kirche, die Fähigkeit zur Umkehr angesichts der Erfahrungen der ausgestreckten Hände vieler jüdischer Gesprächspartner. In seinem Text wie auch in dem nachfolgenden Aufsatz von Katharina von Kellenbach ist die Parabel des verlorenen Sohns ein zentraler Bezugspunkt. Von der Osten-Sacken spricht vom älteren jüdischen Bruder, der, anders als der jüngere Bruder, um die Verlässlichkeit des Vaters weiß. Die Umkehr geschieht nicht am älteren Bruder vorbei, die erneute Hinwendung zum Vater schließt vielmehr die »Hinkehr zum Älteren« ein. Katharina von Kellenbach hingegen zeigt auf, wie die Parabel der Umkehr unter gläubigen NS-Tätern eine andere Deutung erfuhr. Nicht Umkehr erschien geboten, denn man hatte der eigenen Anschauung nach das Haus des Vaters nie verlassen, verstand vielmehr die einsetzende Strafverfolgung durch die westdeutschen Gerichte und die Unterstützung der Kirche für deren Rechtsprechung als Vertreibung aus eben diesem Haus. Die Analysen von Katharina von Kellenbach sind wertvoll, weil sie uns in eine Denkwelt einführen, die fremd und zugleich nicht unvertraut erscheint und wir wenige Gelegenheiten haben oder wahrnehmen, uns der Gedankenwelt der christlichen Täterinnen und Täter zu nähern

In den vergangenen Monaten haben wir Diskussionen um den Begriff des »Völkischen« gehört. Wir legen einen Aufsatz von Wolfgang Wippermann vor,

der den Begriff analysiert und deutlich Stellung bezieht. Astrid Messerschmidt analysiert treffend verschiedene Ebenen des Antisemitismus, beide Texte sind nicht aufeinander bezogen und gleichzeitig komplementär.

Einen Schwerpunkt in vielen Arbeitsbereichen von Aktion Sühnezeichen ist das familienbiographische Arbeiten. Unsere Kolleginnen Anne Scheffbuch und Aleksandra Janowska reflektieren das methodische Vorgehen auf den Seminaren und die verschiedenen Berichte unserer Freiwilligen zeigen die Resonanzen dieser Arbeitsweise auf. David Puterman, Teilnehmer an unserem Germany Close Up-Programm, erzählt uns von der Begegnung mit seiner Familiengeschichte auf seiner Reise nach Deutschland.

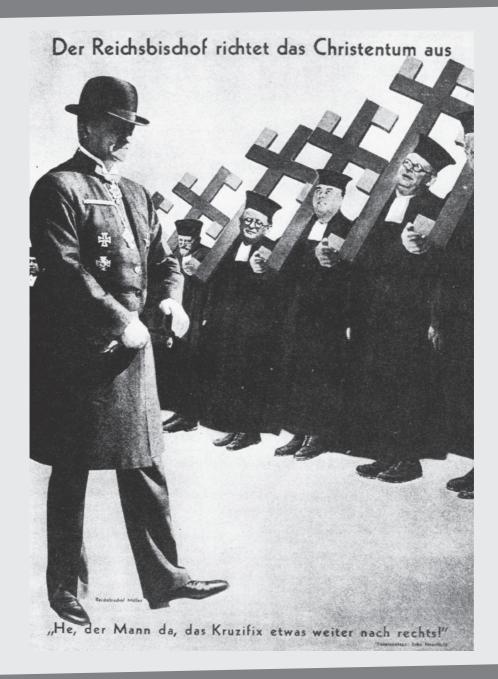
Diese und viele anderen kluge Texte finden sich in unserer vorliegenden Predigthilfe. Auf unserer Homepage unter www.asf-ev.de/kirche finden Sie weitere Angebote, zum Beispiel spannende Freiwilligenberichte für Ihren Gemeindebrief oder Informationen, um ehemalige Freiwillige in Ihren Gottesdienst einzuladen. Ich danke von Herzen für die viele Arbeit unseres Redaktionsteams Ingrid Schmidt, Björn Borrmann, Helmut Ruppel und Dr. Christian Staffa. Für Christian Staffa war dieses das letzte Heft, das er als Redaktionsmitglied begleitet hat und daher gilt ihm ein besonderer Dank. Ich danke auch der Hauptamtlichen Lena Altman und unserer lieben Graphikerin Anna Roch, die beide viel Herzblut in jede Ausgabe stecken. Und nicht zuletzt danke ich unseren vielen Autorinnen und Autoren, die uns ihre wertvollen Texte zur Verfügung stellen. Danke!

Mit allen guten Wünschen

Ihre Dagmar Pruin

KAPITEL I

Anstöße aus der biblischen Tradition



Psalm 97, der 27. Januar und die Kräftigung unseres Bewusstseins

Lorenz Wilkens

Beschämt sind alle Knechte des Kultbilds, die sich der Nichtse rühmen – alle Götter werfen sich nieder vor Ihm.

»Knechte des Kultbildes«, wörtlich: des Schnitzwerks; es sind jene, die dem Bild die Persönlichkeit und Macht eines Gottes zuerkennen und mithin gegen das zweite Gebot – Ex 20,4-6 – verstoßen. Ihre Götter sind NICHTSE – (hebräisch: älilîm, spöttische, wie stotternde Nachahmung der älohîm, der Götter, des Wortes, mit dem auch der Gott Israels bezeichnet wird).

Worauf beruht die Überzeugung, daß die Götter, die im Bild verehrt werden, nichtig seien? Sie geht aus der Begründung des zweiten Gebotes hervor (neben der des Sabbat-Gebotes der ausführlichsten unter den Begründungen der Gebote): »Denn Ich, der Ewige, dein Gott (bin) ein eifervoller Gott, der die Schuld der Väter ahndet an Kindern, am dritten und am vierten Glied, die mich hassen; Der aber Gnade übet am tausendsten Gliede denen, welche mich lieben und meine Gebote halten.« (Übs. nach Zunz) Es ist das Verhältnis zwischen der Strafmacht in Gott und seiner Gnade (man kann auch übersetzen: seiner Liebe), was sich zum Bild nicht fügt. Es ist ein überaus asymmetrisches Verhältnis: Strafe an denen, die Gott hassen, bis in die dritte und vierte Generation, Liebe und Huld aber an denen, die ihn lieben und seine Gebote achten, bis in die tausendste Generation. Kein Bild kann dies Verhältnis darstellen. Das Verhältnis zwischen dem strafenden Richter und dem liebenden Herrn faßt kein Bild in ein zeitloses Zugleich. Dies Verhältnis ist eine Sache der Geschichte und der Geschichten; von ihm muß erzählt werden.

Wir können hinzufügen: Die Idole, die Kultbilder, verfolgen auch gar nicht den Zweck, die Wirklichkeit Gottes darzustellen. Sondern es sind starre, fixierte Projektionen – Projektionen der Macht mit dem daran hängenden Wunsch und der Angst, Projektionen der Liebe und des Vermögens, sie hervorzurufen. Die Kulte, deren Zentren solche Bilder sind, verfolgen den Zweck, die Gemeinde in einem Hochgefühl zu einen: der Identifikation mit der Macht – als dem Vermögen der Herrschaft und der Vitalität. Darin geht die Geschichte unter – auch die Geschichten, die die einzelnen Teilnehmer geprägt haben, sie bewegen und belasten. In diesen Kulten fehlt der Raum, den die Geschichten ausfüllen könnten – ihre Erzählung und die Reflexion, die zu einer Distanz

von ihren traumatischen Momenten führen könnte. Die Opfer, die in diesen Kulten dargebracht werden, ergreifen die Partei des Hochgefühls; sie können dazu beitragen, daß es zur Ekstase gesteigert wird – zu Vorstellungen der Selbstaufgabe.

Dagegen weist der Gott Israels die Bilder zurück. Er findet sich in den Bildern und den Kulten, die ihnen gelten, nicht wieder. Sie sind nicht imstande, sein geschichtliches Wesen in sich zu begreifen – wonach seine Liebe, die Verbindung mit dem Volk, dem er die Verfassung gab, auch dann mächtig und gültig bleibt, wenn einzelne gegen sie verstoßen und ihn, den gerechten, zu Handlungen herausfordern, die das Bundesverhältnis über den Haufen zu werfen scheinen. Ihre Unverständlichkeit vergeht – die Liebe, die Treue bleibt. »Nicht auf immer hadert er, und nicht auf ewig trägt er nach. Nicht nach unseren Sünden tat er uns, und nicht nach unseren Missetaten vergalt er uns. Denn so hoch der Himmel ist über der Erde, ist seine Huld mächtig über denen, so ihn fürchten.« (Ps 103, 9 – 11, übs. von Zunz)

Gott, der die Welt erschuf und sie erhält – ihr Sinn und Bestand – ist Huld und Treue. Wenn du dem Zusammenhang des Ganzen nachdenkst, wie sich eines sinnfällig und folgerichtig, wenn auch in einer Vielfalt von Formen, die dich immer wieder überrascht, zum anderen fügt, ahmt die Bewegung deines Denkens die Liebe Gottes nach; sie hat daran teil. Und wenn dich eine Folge von Dingen erschreckt, wenn du darin die Güte Gottes nicht erkennen kannst, mußt du an dem Ganzen nicht irre werden. Es bleibt dir gewogen. Es ist ein Übergewicht der Seins-Macht über das Ungefüge, Unverständliche – du kannst bei der Hoffnung bleiben, daß du weiter atmen wirst und der nächste Atemzug dir einen neuen Gedanken eingibt, der die Kontinuität deines Denkens belebt und bestätigt. Du sollst das Befremden über das unverständlich Scheinende nicht verleugnen. Du sollst dich daran nicht gewöhnen. Du sollst aber auch die Hoffnung nicht aufgeben, daß dein Atem dir die Nähe Gottes, des Schöpfungsgeistes, anzeigt. Und du sollst dein Befremden, deinen Schmerz über das abwegig Scheinende vor ihn bringen – im Gebet. Dann mag es sich fügen, daß er dir mit einer Kräftigung deines Geistes antwortet, so daß er entschiedener wird und der Wahrheit eine plastischere und darum gerechtere Gestalt zu geben vermag.

Diese Wendung bekräftigt auch die Skepsis gegenüber den großen Hochgefühlen, die Welt und Gesellschaft zu einen meinen. Man mache sich klar, daß ihrem einladenden Appell – »Reih' dich ein, dann bist du geborgen« – immer die Angst vor einem Selbstverlust antwortet: Wenn ich mich »einreihe«, muß das Gespräch in mir verstummen; es versiegt. Wenn ich zu dieser Einsicht komme – zurück komme, erscheint mir das Theater mit seiner starren Geformtheit,

seinen wie am Schnürchen ablaufenden Reaktionen, seiner Eindeutigkeit plötzlich dämonisch und feindselig drohend. »Wir« – die Großen und Guten, die Einfachen, »die anderen« – die Zerstreuten, Verworrenen, Undurchsichtigen, Unberechenbaren – die Feinde, die Bösen. Immer geht mit der Eindeutigkeit des Hochgefühls eine – wie manichäische – Spaltung der Welt einher. Ihr Ursprung aber ist die Spaltung des Bewußtseins, der Zwang, den Einspruch gegen das allzu klare Bild von der Wirklichkeit in mir selbst abzuwehren und zu verdrängen. Doch mein Einspruch kehrt wieder als mein Feind. In diesem Sinne denke ich an den Film Reni Riefenstahls vom Nürnberger Parteitag der NSDAP mit seiner allzu simplen, verräterischen Dramaturgie: hie das eine Volk, in starrer Geschlossenheit, Erwartung der rauschhaften Akklamation, in die seine Stummheit ausbrechen soll, hie der Eine, der Führer, mit der manischen Übersteigerung seines Selbstgefühls, die er zum Ausdruck bringt mit Gebärden, die an einen Anfall denken lassen. Von hier denke ich auch an Chaplins Film »Der große Diktator«, der zeigt, wie die Entscheidung über Leben und Tod von Millionen auf eine narzißtische Geste herabkommt – Werbung um sich selbst: Da wird der Genozid zum Spiel der Eitelkeit.

Endlich denke ich an die Tendenz unserer Tage, die man Rechts-Populismus nennt, von »populus« – das Volk. Ja, das Volk soll es wieder sein, das eine, geeinte, geschlossene Volk, nicht länger die Mischung der Fremden, die nicht verortet, nicht »geerdet« sind, deren Betragen man nicht im Voraus erwarten, nicht berechnen kann, und plötzlich schlägt die Fremdheit um in eine Drohung.

Was sie alle hier wollen? Vor einem Jahr versuchte während einer Tagung eine Teilnehmerin, mich von Existenz und Wirkung des Kalergi-Plans zu überzeugen: Schon vor dem Zweiten Weltkrieg schlug der Schriftsteller Coudenhove-Kalergi die Gründung der Vereinigten Staaten von Europa vor. Hinter der humanistischen Suggestion verbarg sich eine sinister-destruktive Absicht: Es sollen massenhaft junge Männer aus dem Orient nach Europa geschleust werden. Sie haben den Auftrag, unsere Frauen zu verführen und mit ihnen »Mischlinge« in die Welt zu setzen. Auf diese Weise sollen unsere europäischen »Nationen« zerstört werden.¹ Die »Flüchtlingswelle« wäre demnach der erste operative Akt des von diesem Plan ins Werk gesetzten Dramas gewesen. Dazu muß bemerkt werden: Coudenhove-Kalergi hatte die Gründung der Vereinigten Staaten von Europa in weltbürgerlicher Absicht – zur besseren Wahrung des Friedens und der Menschenrechte – vorgeschlagen. Nach dem Zweiten Weltkrieg deuteten rechtsradikale Gruppen den Plan paranoid um, indem sie ihm, wie geschildert, den Zweck einer Zerstörung Europas zuschrieben.

*

»Beschämt sind die Knechte des Kultbilds, die sich ihrer Nichtse rühmen« –: Wir werden den Dank für diese Kräftigung unseres Bewußtseins mit der Einsicht verbinden müssen, daß wir entschiedener und kräftiger einzutreten haben für den unauflöslichen, wenn auch asymmetrischen Zusammenhang von Gerechtigkeit und Liebe – in Gott.

I Cf. die bewußtlos-ergriffene Darstellung eines Geblendeten: https://lupocattivoblog.files.wordpress.com/2015/07/einwanderer.jpg

Schämen sollen sich alle, die den Bildern dienen

Liturgie für einen Gottesdienst zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar 2017

Helmut Ruppel

Der Leitvers – Psalm 97, 7 – ist entnommen dem Wochenpsalm für den letzten Sonntag nach dem Epiphaniasfest.

Psalm 97 war mit Vers 11a – »Licht ist ausgesät denen, die gerecht sind« – auch Ausgangspunkt für den Liturgieentwurf zum 27. Januar 2015. Katrin Oxen schrieb dafür »Gedanken zu Psalm 97«. Wir bitten um Aufmerksamkeit für diesen Beitrag im Januar-Heft 2015, S. 42-45 oder unter www.asf-ev.de/kirche.

Musikalische Eröffnung

Begrüßung und biblisches Votum

Wir feiern diesen Gottesdienst, in dem Gott uns dienen will, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Der du uns in dieses Leben gerufen hast, lass uns gehören zueinander. Dass wir nach Wegen suchen, einander gerecht zu werden. Schütze uns gegen uns selbst.

Das bitten wir im Gedenken an die Opfer der bösen Jahre in unserem Land und in den Ländern, die unter unserer Militär- und Polizeimacht, unter unserem bösen Trieb zur Denunziation gelitten haben.

Keine Toten mehr, kein Terror, keine Menschenvernichtung, keine Schoa, kein Waffenhandel –

Milliarden zum Fenster hinaus zu Lasten alter und neuer Armen. Der du kein Todesgott bist, erleuchte unseren Verstand!

Schämen sollen sich alle, die den Götter- und Feindbildern unserer Tage dienen!

Lied

Aus Tiefen rufe ich zu dir (in: Singen von deiner Gerechtigkeit, hrsg. von E.Domay, B. Jungcurt, H.Köhler, Gütersloh 2005, Lied Nr. 91 von M. Geiger nach Psalm 130)

oder

Du Morgenstern, du Licht vom Licht	EG 74
Die ganze Welt hast du uns überlassen	EG 360
Ach bleib mit deiner Gnade	EG 347

Psalm 97

Psalmgebet - Kyrie

Gott, die Botschaft, dass keine Macht der Welt dir trotzen kann oder deinem Urteil entgeht, ist tröstlich für alle, die unter den Weltmächten leiden. Sie macht Mut den Verlierern und lässt die hoffen, die betrogen werden um ihr Recht und ihr Glück und um ein menschenwürdiges Leben.

Gott, uns aber macht diese Botschaft Angst, denn wir gehören auf die andere Seite. Uns geht es gut, wir leben in sicheren Verhältnissen, wir haben Anteil an der Macht der reichen Industrienationen. Wir haben uns mit Fleiß, Glück und einem großen Anteil an befreiendem Vergessen herausgearbeitet aus unserer Geschichte, die voll ist mit Feindbildern und Gehorsamswahn.

Gott, wie wirst du uns begegnen?
Wie werden wir dastehen vor deinem Richtstuhl?
Wir profitieren in vieler Hinsicht von der Ausbeutung anderer Menschen.
Zeige uns, wie wir in unseren Lebensumständen
den Weg deiner Gerechtigkeit gehen können
und erbarme dich auch über uns!
Und wenn wir uns aufgeben,
gib du uns nie auf!
Beeile dich, uns zu befreien,
uns – das Werk deiner Hände!

Mit Dank für Worte von Sylvia Bukowski, Du bist der Gott, den ich suche, Neukirchener 2016.

Gnadenzusage Jeremia 16, 11

Ich weiß, was für Gedanken ich über euch habe, spricht Gott, Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch Zukunft gebe und Hoffnung.

Tagesgebet

Gesegnet du, Quelle des Lebens, der du wie eine Quelle aufspringst in Menschen.

Wir beten zu dir gegen den Tod und für unsere Gemeinschaft und die Gemeinschaft mit denen, denen wir unversehens zu ihren Nächsten werden.

Wegen unserer Toten trauern wir und wegen aller Kinder deines jüdischen Volkes, deines Volkes aus kranken, verachteten und ungeliebten Kindern, wegen aller deiner Menschen, die bis heute gejagt werden, verhungern und weggefegt werden,

Gib, dass wir einander zur Kraft werden. Lass uns einmal sehen, was wir hoffen: das Ende der Marterungen an Menschen und Tieren betrieben, eine Welt, die nicht nur an einigen Orten, sondern überall gut ist für die Kinder.

Und gib, dass wir ausharren in solcher Sehnsucht und nicht preisgeben unsere Vision: Leben durch den Tod hindurch. Amen. So möge es sein.

Lied: Komm, Gott Schöpfer, Heiliger Geist

zermalmt von den Walzen der Gewalt.

EG 126, 1-3

Lesung: Fünftes Buch Mose – Deuteronomium 30, 11-14 in der Übersetzung von Martin Buber und Franz Rosenzweig

Denn dieses Gebot, das ich heuttags dir gebiete, nicht entrückt ist es, nicht fern ists. Nicht im Himmel ist es, dass du sprächest: Wer steigt für uns zum Himmel und holts uns und gibts uns zu hören, dass wirs tun? Nicht überm Meer ists, dass du sprächest: Wer fährt für uns übers Meer hinüber und holts uns und gibts uns zu hören, dass wirs tun? Nein, sehr nah ist dir das Wort, in deinem Mund und in deinem Herzen, es zu tun.

Lied: Komm, Gott Schöpfer, Heiliger Geist

EG 126, 4-6

Lesung: An die Gemeinde in Korinth, erster Brief: Kapitel 13

Wir glauben: Gott ist in der Welt

G.Bauer/C. Lahusen, In: Singt Jubilate, München/Berlin 2012, Nr. 48

Lied: So jemand spricht: »Ich liebe Gott« EG 412, 1-4

Predigt: Schämen sollen sich alle, die den Bildern dienen Psalm 97, 7

Lied: So jemand spricht: »Ich liebe Gott« EG 412, 5-8

Fürbitten

Dank sei dir, Gott, für alle und alles, was die Kirche hat werden, hat wachsen und sich wandeln lassen. Für deinen Weg mit dem Volk Israel und dass du uns ihn nicht hast unterbrechen lassen. Für den Lebensentwurf des Menschen aus Nazaret, für die Frauen und Männer, die ihn übernommen, und die Geschichten, die ihn bewahrt haben.

Dank sei dir für die Begeisterung der Feurigen, für die Bedenken der Fragenden, für die Bekenntnisse aller Frommen und die Sachlichkeit der Nüchternen. Halte deine Hand über uns und gehe ihn mit, unseren Weg, auf dass wir deine Güte immer neu versuchen – im Erinnern, im Anfangen, im Lernen, im Loben und Zusammenleben.

Wir wissen sehr gut, wo wir gefragt, gesucht, erhofft und ersehnt werden, segne unsere Körper mit Geist und Kraft.
Wir bitten dich um Weite und Großzügigkeit, Nachsicht und Achtung.
Und hilf uns, die Augen zu öffnen für deine so schreckliche,
für deine so schöne Welt. Amen – so soll es werden.

Vater unser

Sendungsstrophe: Sonne der Gerechitgkeit EG 262, 6

Segen

Bitte um Trost, der nicht verrät.

Eine Auslegung des 86. Psalms – Wochenpsalm am 27. Januar 2017

Christian Keller

Vorbemerkung

In einer Totenklage hat Bazon Brock gesagt: »Denn der Tod muss abgeschafft werden, diese verdammte Schweinerei muss aufhören. Wer ein Wort des Trostes spricht, ist ein Verräter an der Solidarität aller Menschen gegen den Tod.«' Wenn wir am 27. Januar die Toten beklagen, die von Deutschen und Helfershelfern im System des »Nationalsozialismus« ermordet wurden, verraten wir sie, wenn wir uns mit dem Ende der Verbrechen trösten. Aber ist, folgt man Bazon Brock, Trost überhaupt möglich? Die folgende kurze Auslegung des 86. Psalms soll zeigen, dass in diesem betenden Lied Elemente zu finden sind, die widerständig sind, gegen einen Trost, der zum Verrat wird. Der Autor des Psalms bittet um einen Trost, der nicht verrät.

Gliederung

Tefila ist der Psalm überschrieben: ein Bittgebet mit Klagen, aber auch mit hymnischen Elementen. Er gliedert sich in drei Teile: vv 1-7/8-13/14-17. Der Name des Heiligen Israels ist eines seiner Leitworte (der Name selbst vv 1/6/11/17; das Stichwort »Name« vv 9/11/12, seine Umschreibung nach Ex 34 vv 5/15). Die betende Person wendet sich in vv 1-7 an Gott mit der Bitte um Gehör, um Bewahrung, um Befreiung, um Gnade, um Erfreuen, um Antwort. Die Gunst des Heiligen Israels, seine Bereitschaft zum Verzeihen macht diese Bitten für den Autor möglich. Ihr Grund ist höchste Not und Bedrohung. Die betende Person präsentiert sich dabei als gebeugt und bedürftig, als Treue und als Knecht. Sie sichert sich am EWIGEN. Sie ruft IHN an. Sie erhebt sich auf IHN hin. Das Stichwort »antworten« gibt diesem Teil den Rahmen, unmittelbar bevor in v 7 zum ersten Mal die Dramatik der Bedrohung angesprochen wird. Das bekräftigt die Überschrift des Liedes als tefila.

In vv 8-13 wird die Einzigartigkeit von Gott hymnisch gelobt. In diesem Lob drückt die betende Person die Wirkungen seiner Einzigartigkeit unter allen Göttern aus (v 8; vgl. Ex 20,6; 34,6; Num 14,18; Ps 103,8; Ps 82,6-8). Die Völker fallen vor seinem Angesicht nieder und ehren seinen Namen (v 9). Die betende Person, das kollektive Ich Israels, nimmt diese Ehrung durch die Völker vorweg. So bittet sie um Wegweisung und um die Einigung des Herzens bei IHM mit dem Ziel der Furcht vor dem Namen und der Ehrung des Namens (v 11f;

vgl. Jer 32,38-41, Jer 31,31-34; Hes 11,19f.26f.). Sie dankt bereits Gott und ehrt seinen Namen. Sie dankt gleichsam im Voraus für die Rettung aus Todesnot (v 13). Gott tut Wunder, niemand kann tun, was er tut.

In vv 14-17 wird die Bedrängnis und die Bitte um Trost konkretisiert. Die Bedrängnis kann dramatischer kaum sein. »Gott, Vermessene erheben sich gegen mich, eine Gemeinde Gewalttätiger trachtet nach meiner Seele« (sprich: will mir ans Leben, vgl. auch Ps 54,5; 143,3 u.ö.). Aufgrund der Barmherzigkeit, Gnade, Güte und Treue ha SCHEMs (v 15; vgl. Ex 34,6ff; Ps 103,8 u.ö.) reklamiert die betende Person ihr Verhältnis zu Gott als Knecht und Sohn seiner Magd und erfleht Stärkung und Befreiung. Die Bitten kulminieren in der Bitte um ein Zeichen zum Guten (vgl. Dtn 4,34; 6,22; 7,19; 26,8; Jes 7,11.14 u. ö), das die hassenden Täter beschämt und zu Schanden bringt und die vom Leid Getroffenen nachhaltig tröstet. Unüberhörbar wird proklamiert, woher der Trost kommt – allein von ha SCHEM. Der Name als Leitwort bestimmt den Abschluss des Gebetspsalms und »trösten« ist sein letztes Wort.

Auf der Suche nach einem Trost, der nicht verrät, soll die im Psalm angesprochene Bedrohung des Betenden, sowie sein intensives, flehendes Beten aufgrund eines von ihm gesetzten großen Vorschussvertrauens näher betrachtet werden.

Das Gigantische der Bedrängnis der Chasidim

Die betende Person bezeichnet sich nicht nur als gebeugt und bedürftig, nicht nur als Knecht sondern in v 2 entscheidend auch als Treuer (ki chasid ani). Das ist fast singulär. Nur noch in Ps 16,10 spricht eine betende Person von sich selbst als chasid, im Unterschied zu Ps 86,2 indirekt. Sonst sind die chasidim gerade in den Psalmen ein Gegenüber der jeweils Betenden, so in Ps 30,5; 31,24; 32,6; 52,11 u.ö. Gewiss schließen die Betenden sich nicht aus. Wenn es heißt, dass ha Schem seine Heiligen (chasidim) bewahrt (1. Sam 2,0 u.ö.), meinen sich die Autoren durchaus mit. Sie verstehen sich in der Gemeinschaft mit den chasidim. Das drücken sie aber im Gegensatz zu Ps 86,2 sehr zurückhaltend und keineswegs direkt aus. Oft wird die Versammlung der chasidim aufgefordert, den NAMEN zu loben (Ps 30,5 u.ö.). Demgegenüber ist die Selbstbezeichnung als chasid deutlich verstärkend. Die chasidim werden von Gott wunderbar geführt (Ps 4,4). Er selbst ist chasid (Jer 3,12; Ps 145,17). Doch sind sie in der Geschichte nicht selten der Vernichtung ausgeliefert. Im Zusammenhang der Klage um das zerstörte Heiligtum heißt es in Ps 70,2: »Die gojim haben hingegeben den Leichnam deiner Knechte als Fraß dem Vogel des Himmels, das Fleisch deiner chasidim dem Getier der Erde«. Sie wurden getötet und das Begräbnis wurde ihnen verweigert. Es liegt nahe, die

Selbstbezeichnung als chasid in Ps 86,2 auch vor diesem Hintergrund zu sehen. Dies umso mehr als Ps 86,14 die Vermessenen und die Gemeinde der Gewalttäter keine »gewöhnlichen« Gegner sind. Babylon (Jer 50,31f.) und Edom (Jer 40,16), zwei grundsätzliche und gefährliche Feinde Israels, werden mit Vermessenheit in Verbindung gebracht. In Ps 119 sind die Vermessenen grundsätzliche und gefährliche Gegner des Betenden, der sich an die Tora hält (vv 51/60/78/85/122). Die apokalyptische Rede im Jesajabuch (25,3-5) schildert die arizim als übermächtige Feinde der Geringen und Armen. Diese haben Gott zum Schutz. Die Klage in Ps 86,14 drückt aus, dass die sadim und arizim ähnlich handeln wie die gojim im Ps 79,2. Sie wollen den chasidim ans Leben (vgl. die fast wörtliche Parallele in Ps 54,5). Die Bedrohung, gegen die um Hilfe gefleht wird, ist also eine übermächtig tödliche. Manches spricht dafür, dass Ps 86 das zu seiner Zeit am schlimmsten vorstellbare Abzielen auf Vernichtung anspricht. Besonders gefährlich wird das Abzielen dadurch, dass die sadim und arizim Gott nicht als ihr Gegenüber sehen wollen (v 14). Das lässt sie grenzenlos handeln.

»In den Tagen meiner Bedrängnis rufe ich dich!« (v 7) – »Tu ein Zeichen an mir, ... dass es sehen, die mich hassen und sich schämen, weil du mir beistehst und mich tröstest.« (v 17)

Unter dem Stichwort zarat findet sich in Jer 16,19-21 eine Verheißung, die als Hintergrund der Bitte in v 7 gelesen werden kann. Im Psalm preist die betende Person trotz aller Klage Gott hymnisch als einzigartig unter allen Göttern (v 8). Zu ihm kommen sogar die Völker und fallen vor seinem Angesicht nieder. Bei Jeremia kommen in den Tagen der Bedrängnis (vgl. v 7) die Völker und bekennen vor Gott, dass ihr Götzendienst und der ihrer Väter Trug ist. Ha SCHEM zu dienen und den Göttern zu dienen und vor ihren Bildern niederzufallen, implizieren jeweils grundverschiedenes Tun, grundverschiedenes Recht. Wer anderen Göttern dient als dem Heiligen Israels, beugt auch das Recht der Elenden. Wenn ein Gebeugter nun die Hoffnung darauf setzt, dass die Völker den Namen des Heiligen Israels ehren, dann erinnert das nicht nur an die prophetischen Visionen in Jes 2,1-5; 11,10-12; 49,22f; 66,20f; Micha 4,1-7 u.ö., sondern es lässt auch die Assoziation zu Jer 16,19-21 zu, zumal von den sadim und arizim in v16 nicht definitiv gesagt wird, dass sie Feinde aus Israel seien. Dann aber hat das Kommen der Völker, das Niederfallen der Völker vor dem Angesicht von ha SCHEM und der Ehrung seines Namens durch sie auch das Moment des Schuldeingeständnisses. Mit dem Niederfallen vor dem Heiligen Israels und dem Ehren seines Namens hören die sadim und arizim – wenn sie aus den Völkern kommen – auf, Israel zu verfolgen und zu eliminieren. Dem Betenden wäre dann eine Perspektive eines Lebens frei von Bedrängnis gegeben.

Ein Schuldeingeständnis von sadim und arizim aus den Völkern soll nach der Hoffnung des Beters durch das Zeichen zum Guten ausgelöst werden, das sie dazu bringt, sich zu schämen. Allerdings würde das voraussetzen, dass die Erwartung in Ps 86,17 hinsichtlich w jaboscho nicht das zu Schanden Werden im Sinne von Umkommen meint, sondern das »sich Schämen« mit der Möglichkeit der Umkehr wie es Ps 6,11; Jes 45,16/24; Jer 6,15; 8,12; 31,19; u.a. anspricht. Selbstverständlich ist das nicht. Die hebräische Vokabel bosch kann beides bedeuten. Und angesichts der Schwere dessen, was die Todfeinde gegen die betende Person vorhaben, ist die Vernichtung der Todfeinde das Wahrscheinlichere (vgl. Jes 41,11; Jer 51,47). Sollte es aber möglich sein, jaboscho in v 17 im Sinne von Beschämung als Umkehr zu lesen, dann könnte man diese – ganz im Sinn von Jer 16,19-21 – als eine Erneuerung des Verhältnisses von den gebeugten und bedürftigen chasidim Israels zu den gojim verstehen oder – vorsichtiger gesagt – als dessen zaghaften Anfang. Grund und Ermöglichung hierfür ist die – bisher kaum angesprochene aber im Psalm stetig heraufbeschworene Güte, Huld und Treue des vergebenden Heiligen Israels, wie er sich in der Erzählung vom Exodus, besonders in Kapitel 33,19 und 34,6f; aber auch in Ex 20,7; Dtn 5,10; Num 14,18 bezeugt (vgl. Ps 103,8). Da er gepriesen wird als der, der allein Gott ist (vv 8.10) und er Wunder tut, die niemand sonst tun kann, ist bei ihm nichts unmöglich (Gen 18,14; Lk 1,37; Mk 10,27), also ist IHM auch ein Trost, der nicht verrät, möglich, was uns Zeitgenossen nach der Schoa unmöglich ist. Diesen Trost erfleht in Ps 86 der Betende. Er kann sich die Folge des Trostes nicht anders vorstellen als in einem Leben unter der Tora, der Wegweisung und der Einigung mit ha Schem, in seiner Furcht, die aller Weisheit Anfang ist (vgl. 1. Chr 12,18; Jer 31,31-34; 32,38-41; Hes 11, 19f; 26f). Wie die hinzukommenden gojim ehrt er auch den Namen des Heiligen Israels und dankt ihm aus der Rettung aus Todesnot. Noch ist das aus seiner Sicht eine nicht gesicherte Perspektive. Aber es wäre das Zeichen, dass auch nach schwersten Verwerfungen und Traumatisierungen Beziehungen möglich werden, die dem noch ausstehenden Trost, der nicht verrät, wenigstens entsprechen können. Um ihn kann freilich nur flehentlich gebetet werden.

»Wir«, eine Gemeinde von Jüngern und Jüngerinnen Jesu aus den Völkern, können die Hoffnung des Beters auf das Zeichen zum Guten mit dem Zeichen der Bundestreue Gottes assoziieren, das die Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland 1980 im bestehenden Staat Israel seit 1948 sieht. »Aktion Sühnezeichen« kann ein Ausdruck einer beschämten Umkehr sein, das den zaghaften Anfang eines neuen Verhältnisses zwischen Israel und den Völkern unterstützt.

Fazit

Das schonungslose Benennen »meiner« Bedrängnis, die Ehrung des Namens durch die Völker (v 9), die Scham und Umkehr enthält (v 17), macht brüchige Beziehungen zwischen Israel und den Völkern, die es eliminieren wollten, möglich. In ihnen kann offen gehalten werden, dass der barmherzige, gnädige, gütige und treue Gott den Trost schenkt, der nicht verrät. So hilft dieser Psalm beim Gedenken an das Ende der Vernichtung, das in sich kein Trost ist.

I Bazon Brock, "Siegfried Kracauer ist tot. Ich protestiere", Film 02/66; zitiert nach https://www.theomag.de.8o/cm 417.htm

Abendgebet am Freitag, 27. Januar 2017

Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus

Björn Borrmann

Wo das Gedenken nicht im Gottesdienst oder auf andere geeignete Weise begangen wird, kann mit wenig Vorbereitung eine schlichte Andacht gehalten werden.

In seiner Proklamation des Gedenktages am 3. Januar 1996 schrieb der damalige Bundespräsident Roman Herzog: »Die Erinnerung darf nicht enden; sie muß auch künftige Generationen zur Wachsamkeit mahnen. Es ist deshalb wichtig, nun eine Form des Erinnerns zu finden, die in die Zukunft wirkt. Sie soll Trauer über Leid und Verlust ausdrücken, dem Gedenken an die Opfer gewidmet sein und jeder Gefahr der Wiederholung entgegenwirken.«

Die Fokussierung auf die Verlesung der 10 Gebote rückt den letztgenannten Aspekt in den Vordergrund.

Eröffnung

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Wir sind versammelt, um der Opfer des Nationalsozialismus zu gedenken. Wir sind Hüterinnen und Hüter der Erinnerung, denn unser Gott gibt kein Menschenleben verloren. Wir stellen uns der Verpflichtung, wachsam zu bleiben und fragen: »Was kann ich heute tun?«

Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert: nichts als Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott. Micha 4,6

So wenden wir uns Gott zu mit unserem Gebet. Wir singen:

Lied/Gebet: Bleib bei mir, Herr! EG 488, 1+3

1. Lesung: 2. Mose 20, 1-17

Gott redete alle diese Worte:

Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus der Knechtschaft, geführt habe.

Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.

Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist:

Bete sie nicht an und diene ihnen nicht! Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der die Missetat der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied an den Kindern derer, die mich hassen, aber Barmherzigkeit erweist an vielen Tausenden, die mich lieben und meine Gebote halten.

Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.

Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligst. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun. Aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da sollst du keine Arbeit tun, auch nicht dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, dein Vieh, auch nicht dein Fremdling, der in deiner Stadt lebt. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles, was darinnen ist, und ruhte am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbattag und heiligte ihn.

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird.

Du sollst nicht töten.

Du sollst nicht ehebrechen.

Du sollst nicht stehlen.

Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau, Knecht, Magd, Rind, Esel noch alles, was dein Nächster hat.

oder in der Fassung

Der kleine Katechismus Dr. Martin Luthers

Das erste Hauptstück – Die zehn Gebote (mit Erklärungen) z.B. EG.NB 806.1

hzw.

Heidelberger Katechismus, Frage 92

Liedstrophe: Ich steh vor dir mit leeren Händen, Herr

EG 382, 1

2. Lesung: Markus 12, 29-31

Jesus antwortete: Das höchste Gebot ist das: »Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von

ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft« (5. Mose 6,4-5). Das andre ist dies: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst« (3. Mose 19,18). Es ist kein anderes Gebot größer als diese.

Liedstrophe: Von Zweifeln ist mein Leben übermannt EG 382, 2

3. Lesung: Allgemeine Erklärung der Menschenrechte – Artikel I (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit)

Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit begegnen.

oder

Grundgesetz der BR Deutschland - Artikel 1

(1) Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.

Liedstrophe: Sprich du das Wort, das tröstet und befreit EG 382, 3 (mögliche Erweiterung durch Ansprache)

Stille

Fürbittengebet (ggf. mit Entzünden von Kerzen)

Ewiger, gerechter Gott,

wir haben gehört, was gut ist. Wir wissen, wie wir unser Leben gestalten können. Wir hören deine Mahnungen und gedenken der Opfer des Nationalsozialismus, damit wir für Frieden und Gerechtigkeit eintreten und versöhnt in deine Zukunft gehen können.

Vor dir gedenken wir

- der ermordeten Kinder, Frauen und Männer des jüdischen Volkes Stille –
- der ermordeten Angehörigen der Roma und Sinti Stille -
- der ermordeten Angehörigen der osteuropäischen Völker Stille –
- der ermordeten psychisch und physisch behinderten Menschen Stille –
- der ermordeten Künstler_innen, Intellektuellen, Politiker_innen Stille -
- der ermordeten Ordensleute, Priester, Pfarrer_innen, Glieder der christlichen Kirchen – Stille –
- der ermordeten Homosexuellen Stille –
- der ermordeten Angehörigen der Widerstandsbewegungen Stille –

- der Überlebenden der Schoa, die das Überleben nicht ertragen und ihrem
 Leben selbst ein Ende gesetzt haben Stille –
- der überlebenden Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen und
 Geschändeten, denen ihre Jugend und Lebenskraft geraubt wurden Stille –
- Die Geschehnisse der Vergangenheit rufen uns in die Verantwortung für die Gegenwart. Darum stellen wir dir den Antisemitismus und Fremdenhass unserer Tage vor Augen. – Stille

Gott, du verleihst dem Menschen Ansehen und schenkst uns die Freiheit, dir und einander in Wertschätzung und Liebe zu dienen. Deinen Verheißungen vertrauend loben und preisen wir dich in Ewigkeit. Amen.

Vater unser

Lied:

Der Himmel, der ist...

EG 153, 1-3+5

oder

Verleih uns Frieden gnädiglich

EG 421

Segen

Zum Verlernen (9)

»Jüdische Gesetzlichkeit«?

zusammengestellt von Ingrid Schmidt / Helmut Ruppel

]

»Das christliche Verständnis des Judentums ist von einer schwerwiegenden Missdeutung belastet: der Missdeutung der Tora als ›Gesetz‹ und der seiner Befolgung entsprechenden ›Gerechtigkeit‹. Woran denkt man gewöhnlich, wenn man über ›Gesetz‹ und ›Gerechtigkeit‹in der Bibel spricht? Gewöhnlich denkt man: Der biblische und jüdische Glaube ist um ein allumfassendes Gesetz bestimmt, das schwer auf dem Menschen lastet. Unter dieser Last schleppt er sich mühsam dahin, stets darauf bedacht, alle Anordnungen des ›Gesetzes‹ zu erfüllen, um gute Werke zu vollbringen, die ihm einen Lohn von Gott sichern sollen. Doch da der Mensch kein fehlerloses Wesen ist, misslingt ihm dies, und der richtende und strafende Gott zieht ihn darum zur Rechenschaft. Doch dieses herkömmliche Bild ist völlig falsch. ...

Was im Griechischen >nomos und im Deutschen >Gesetz (heißt, lautet im Hebräischen Tora«. Dieses Wort ist von einem Verb jara abgeleitet, das ›unterweisen, belehren‹ und nicht etwa ›gesetzlich festlegen‹ bedeutet. Es geht nicht um juristisch fundierte, von einem Herrscher oder einem Parlament erlassene Gesetze, sondern um Unterweisung und Belehrung, es geht um Lebens- und Verhaltensregeln. Und es geht im religiösen und theologischen Sinn nicht um etwas Zwanghaftes, Einengendes, Knechtendes, dem ein Evangelium als Befreiendes und Erlösendes gegenüberstehen müsste, es geht nicht um Gesetz und Evangelium, um drückendes Joch hier und Freiheit dort, sondern es geht um die Heiligung des menschlichen Lebens nach dem göttlichen Willen, es geht um eine große Gnadengabe, die Gott geschenkt hat, damit der Mensch im rechten Einvernehmen mit ihm leben kann. Tora ist Gnade. Tora als Gnade – so hat Z. Werblowsky einen vor einer katholischen Akademie gehaltenen Vortrag betitelt. Darin sagte er, dass man sich an die Tora hielt, weil man als Glied einer auserwählten Gemeinschaft sein Leben unter Gott leben wollte, in dankbarer Annahme der von ihm gewiesenen Weisung. Und ferner, dass man sich nicht auf das Alte Testament beschränken dürfe, wenn man wissen wolle, was Tora sei: ›Der klassische Jude‹ lebt mit der Tora, hält die Tora, freut sich der Tora. Am Feste Simchat Tora, dem Freudenfeste der Tora, an dem man recht wenig vom drückenden Joch des Gesetzes merkt, tanzen die frommen Juden, eben die Träger der Tora, mit der Tora (d. h. der Torarolle) im Arm. Der Zuschauer weiß, dass die Juden mit derselben Inbrunst mit der Tora tanzen, mit der sie auch ihre Gebote

halten und mit der sie auch – oft für die Tora und mit ihr im Arm – gestorben sind. «¹ Georg Fohrer

II

»... So behauptet der Jude nicht, ›gerechtfertigt‹ zu sein durch die Werke des Gesetzes, sondern vielmehr durch die Gnade Gottes. Zugleich bedeutet das aber nicht, dass er tun kann, was er will. Die Gebote der Tora sind verbindlich, und es ist die Verpflichtung jedes Juden, sie zu befolgen, so gut er nur kann. Aber es ist sehr wahrscheinlich, ja fast sicher, dass er das Ziel nicht erreichen wird, und hier kommt die Gnade Gottes ins Spiel. Daraus folgt also nicht, dass, wenn man das Gesetz ernst nimmt, man sich selbst als durch das Gesetz gerechtfertigt betrachtet. Nur Gott rechtfertigt und er rechtfertigt viel mehr auf Grund von Gnade als auf Grund von Verdiensten, die man sich durch gute Taten erworben hat.«² Michael Wyschogrod

Ш

Mit dem Lehrbild »Gesetz und Evangelium« aus der Werkstatt Lucas Cranach (nach 1529) wird die Wanderausstellung Martin Luther und das Judentum – Rückblick und Aufbruch eröffnet – als kritische Zusammenfassung der Theologie des Reformators.³ Im Vorwort zum Ausstellungskatalog schreibt der Neutestamentler Prof. Dr. Peter von der Osten-Sacken: »Durch die intensive Beschäftigung mit dem Psalter und dem Römerbrief findet Luthers quälende Sorge, wie er vor Christus als Richter bestehen könne, die Antwort, die ihn durch alle weiteren Anfechtungen hindurch trägt: Der Messias und Gottessohn will dich nicht richten, sondern retten, aus lauter Liebe und Freundlichkeit, die nicht zu erringen, sondern nur auszuschöpfen und verantwortlich zu leben sind. Auf der Grundlage dieser Gewissheit beginnt Luther einen Kampf gegen das Gnadenverständnis seiner Kirche und ihren Missbrauch der Gerichtsangst der Menschen. ...«4

I Georg Fohrer, Glaube und Leben im Judentum, Heidelberg 1979, S. 28 / zit. n.: Vorurteile, Lügen und Missverständnisse verlernen, in: Albrecht Lohrbächer, Helmut Ruppel, Ingrid Schmidt (Hrsg.), Was Christen vom Judentum lernen können. Anstöße Materialien Entwürfe. Unter Mitarbeit von Jörg Thierfelder, Verlag W. Kohlhammer GmbH Stuttgart 2006, S. 88–106, hier: S. 94 f.

² Michael Wyschogrod, a. a. O.

³ Wanderausstellung, verantwortet von der EKD und der jüdischen Hochschule TOURO COLLEGE BERLIN; Ausstellungsorte 2017 sowie Katalogerwerb: info@ekbo.de / Pfarrer Dr. Bernd Krebs

Ausstellungshinweis: ASF-Predigthilfe 27. Januar 2016, S. 76

⁴ Katalog »Martin Luther und das Judentum – Rückblick und Aufbruch«, Berlin 2016 / 2. Auflage, S. 10

KAPITEL II Impulse aus der Zeitgeschichte



»Gegen das Vergessen«: Installation des Fotografen Luigi Toscano in Kiew anlässlich der Gedenkfeier zum 75. Jahrestag des deutschen Massakers von Babyn Jar im September 1941

Beginn einer Freundschaft?

Predigt zum Thema »Luther und die Juden« am Reformationstag 1

Peter von der Osten-Sacken

Vom 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts und dann wieder am Ende des 19. und im 20. Jahrhundert hat Luthers Stellung zu den Juden erheblich zur Judenfeindschaft in Deutschland beigetragen. Auch wenn, wie es gelegentlich geschieht, schwerlich eine direkte Linie vom Reformator zu den nationalsozialistischen Konzentrationslagern gezogen werden kann, lässt sich ein Anteil von Luthers Schriften gegen die Juden am Holocaust im weiteren Sinne (1933-1945) nicht von der Hand weisen. In diesem Sinne mag die ursprünglich an einem Reformationstag gehaltene Predigt ihren Platz auch im Zusammenhang mit dem Gedenken am 27. Januar haben.

Gnade sei mit euch und Friede, von dem, der ist und der war und der kommt. Amen.

Liebe Gemeinde und – falls wir sie unter uns haben – , liebe jüdische Gäste,

am 31. Oktober 1517 schlug der Universitätslehrer und Mönch Martin Luther 95 lateinische Thesen an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg. Er löste dadurch eine Kette von Auseinandersetzungen aus, die am Ende zur Reformation und damit zur Geburt der evangelischen Kirche führten. So haben es Generationen gelernt, darum feiern wir heute den Geburtstag unserer Kirche. Manche Wissenschaftler halten jene eindrückliche Szene zwar für eine Legende und meinen, dass es an jenem Tag nur um das Erscheinen der Thesen im Druck ging. Dennoch hallen die Schläge an die Schlosskirche mit Recht weiterhin durch die Jahrhunderte. Denn Luthers Nein zum Ablasswesen, auch in seiner gehobenen Form, hat uns allen nicht nur im August dieses Jahres die Fahrt ins restlos überfüllte Köln zu dem – mit einem Sonderablass lockenden – Benedikt XVI. erspart: Das ist gewissermaßen nur ein Nebenertrag, dazu mit warmem ökumenischem Herzen vermerkt. Vielmehr hat Luther vor allem am Anfang seiner Thesen ein Wort aus dem Neuen Testament aufgenommen, das ein rechtes Reformationswort ist und deshalb als Predigttext gewählt. Es hilft nicht zuletzt von der Bibel her, mit unserem schwierigen Thema »Luther und die Juden« umzugehen. Luther sagt in der ersten These:

»Wenn unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Tut Buße und glaubt an das Evangelium; denn das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen«, so hat er gewollt, dass das g a n z e Leben der Gläubigen Buße sein soll.«

Das, was Luther hier zitiert und deutend auf den Punkt bringt, ist ein Wort aus dem Evangelium nach Markus. Es ist das allererste Wort im Munde Jesu,

gleich nach seiner Taufe, und es mutet wie eine geballte Zusammenfassung seines ganzen Redens und Handelns in diesem Evangelium an. Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen – durch ihn selbst, in seiner Person – also nicht von Menschen herbeigeführt – , die Heilung von Krankheit, die von ihm gewährte Vergebung ist reines Geschenk – als ein Geschenk ist sie anzunehmen in Gestalt des Glaubens: So wird das Wort vom Anfang durch das ganze Evangelium nach Markus gefüllt, und wir beginnen vielleicht zu verstehen, warum Luther in dieser Zeit des Jahres 1517 gerade dieses Wort aus Mk I großschreibt. Die vergebende Zuwendung Gottes lässt sich nicht erkaufen, weder im wörtlichen noch im übertragenen Sinne: Dem Volk Israel galt und gilt sie aus freiem göttlichen Entschluss. Die Kirche wurde zu diesem Volk durch Jesus Christus und ohne ihr Zutun hinzugeliebt. Ein jeder Täufling wird ohne sein Zutun eingefügt in diese Zuwendung. So soll es von Anfang bis Ende sein.

In nicht religiöser Sprache gesagt: Niemand muss sich dafür rechtfertigen, dass er lebt, dass er da ist – wie schwer wird es vielen unter uns, eben dies für sich selbst anzunehmen, und wie schwer war und ist es für uns oft im Verhältnis zum jüdischen Volk. Früher hieß es, nur der getaufte Jude habe ein Existenzrecht. In jüngerer Zeit wird oft auf verschwiegene Weise, manchmal um zwei, drei Ecken herum, das Existenzrecht des Staates Israel angezweifelt – ganz zu schweigen von Ankündigungen der Vernichtung Israels, wie sie erst vor wenigen Tagen der unsägliche iranische Staatspräsident verlautbart hat. Doch auch im Blick auf die staatliche Existenz Israels gilt wie von jedem Einzelnen: Niemand muss sich dafür rechtfertigen, dass er da ist, wohl aber ist er Rechenschaft schuldig, wie er lebt. Und auch dies gilt vom Einzelnen wie von den aktuellen Regierungen einzelner Staaten, ganz gleich, um wen es sich handelt.

*

In Luthers erster These vom Reformationstag ist dieses Wie – wie wir vom Evangelium her leben sollen – in der Auswertung des Jesuswortes bei Markus festgehalten:

»Wenn unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Tut Buße und glaubt an das Evangelium ... , so hat er gewollt, dass das ganze Leben der Gläubigen Buße sein soll.«

Der Aufruf zur Buße ist nach den Evangelien kein Ruf zu zerknirschter Gesinnung im Kämmerlein, sondern – ganz auf der Linie der biblischen Propheten – Ruf zur Umkehr, Ruf zur Richtungsänderung des gesamten Weges. Nach Luthers erster These gilt dies lebenslang, für den Einzelnen wie für die Kirche insgesamt. In diesem Sinne hieß es in späterer Zeit, es sei ein Wesensmerkmal der Kirche, dass sie ständig zu reformieren sei.

Luther hat diesen Ruf an seine Kirche zur Umkehr in den frühen Jahren der Reformation Zug um Zug ausgeweitet. Es scheint, dass es auf diesem Wege fast notwendig zu einem eindringlichen »Tut Buße!« /»Kehrt um!« auch im Verhältnis der Kirche zu den Juden kommen musste. Der unmittelbare Anlass dafür, dass es dazu kam, war der Vorwurf, er, Luther, habe die Jungfrauengeburt geleugnet und behauptet, Jesus sei allein Sohn Abrahams, d. h. allein Jude. Als Antwort schreibt Luther 1523 einen Traktat, der selbst Juden damals hat aufhorchen und hoffen lassen: »Dass Jesus Christus ein geborner Jude sei«. Jüdischerseits hat man den Titel dieser Schrift noch in Luthers Zeit mit den Worten ins Hebräische übersetzt »Jesus aus jüdischer Familie«, es klingt fast ein wenig wie Stolz oder wie Erleichterung: »Endlich erkannt!« Auf jeden Fall könnte man diese Schrift Luthers als ein kleines Reformationsfest bezeichnen, als eine Art Reformationsurkunde den Juden zugute – ein wenig verspätet zwar, aber doch ganz zum heutigen Tag gehörig. Aufs schärfste – und zugleich seiner Zeit weit vorauseilend – geht Luther darin mit dem jahrhundertelangen verleumderischen, zerstörerischen Umgang der Christen mit den Juden ins Gericht, und er fasst dabei alles Einzelne in den einen, alles sagenden Satz zusammen: »Sie (wir Christen) haben mit den Juden gehandelt, als wären es Hunde und nicht Menschen.« Im Gegenzug plädiert der Reformator für Veränderungen in ihrer elenden wirtschaftlichen und sozialen Lage und für eine Entfaltung der christlichen Botschaft ihnen gegenüber, die auf die jüdischen Einwände eingeht. Am Ende gibt Luther der Hoffnung Ausdruck, dass sich dann »etliche von ihnen« dem Evangelium und seiner rettenden Kraft zuwenden mögen.

*

Doch dieser Aufbruch des Reformators ist nicht von Dauer. Schon bald lenkt Luther seinen Reformationswagen in die Spuren der traditionellen Judenfeindschaft zurück, und zwanzig Jahre später scheint sein Verhalten ins völlige Gegenteil verkehrt. In kurzer Folge lässt er drei judenfeindliche Schriften herausgehen, von denen die längste und bekannteste bereits im Titel den Wandel seiner Einstellung anzeigt: »Von den Juden und ihren Lügen«. In dieser Schrift gibt es zwar auch lange Passagen, in denen sich Luther sachlich mit den Juden auseinandersetzt, vor allem mit ihrer Bibelauslegung. Aber zumal in den Schlussteilen sind seine Ausführungen von einer niederdrückenden, kaum noch zu steigernden hasserfüllten Judenfeindschaft bestimmt. Luther malt die Juden in den schwärzesten Farben, er nennt sie Kinder des Teufels, voller Lug und Trug, nur darauf aus, den Christen Schaden zuzufügen. Bis dahin lässt er sich hinreißen, dass er ihnen unter endlosen Schmähungen nun selber genau das abspricht, was er 1523 für sie eingeklagt hatte, ihre Menschenwürde. 1523

hatte der Reformator sodann die traditionellen, lügnerischen Anschuldigungen gegen die Juden (Brunnenvergiftung, Mord von Christenkindern, Hostienschändung und anderes mehr) rundheraus für Unsinn erklärt. Jetzt deutet er selber verleumderisch an, dass vielleicht doch etwas dran sein könnte, bis hin zu der Unterstellung: Und wenn sie es auch nicht tun, so haben sie doch den Willen dazu. Den Gipfel seiner Ausführungen aber bildet seine bekannte Aufforderung an die Obrigkeit, die Juden als Christenfeinde durch Brandschatzung, Zerstörung und Raub zu verelenden, sie damit dem Evangelium gefügig zu machen oder sie, wie in anderen Ländern geschehen, andernfalls zu vertreiben. Vermeintlich gerechtfertigt hat Luther seine Judenfeindschaft durch die Behauptung, Hass, Hohn und Schmähungen seien erlaubt, weil all dies dem Teufel selber gelte, von dem die Juden besessen seien.

Sieht man von allen Wahngebilden ab, denen der Reformator hier folgt, so bleiben Gerüchte über die Juden als Christenfeinde, auf die er sich bezieht. Und es bleibt mehr noch eine Angst, die sich auf die Mitte seines jahrzehntelangen Wirkens bezieht: Je länger, je mehr tritt bei ihm die Furcht hervor, die unbeirrte jüdische Auslegung der gemeinsamen Bibel könnte auf Dauer die christliche, ganz und gar auf Jesus Christus bezogene Deutung des Alten Testaments untergraben. Sie könnte damit, von christlichen Auslegern übernommen, an den Fundamenten des Christentums rütteln.

*

Was sollen wir als Glieder der evangelischen Kirche zu diesen antijüdischen Schriften des Reformators sagen, wie uns verhalten, umso mehr, als sie nicht wirkungslos geblieben sind? Sie haben die Herzen vieler Christen vergiftet, die sie lasen. Im 16. und 17. Jahrhundert haben sie je und dann dazu gedient, Vertreibungen der Juden aus einzelnen Städten des Reiches zu rechtfertigen. Im 19. und dann vor allem im 20. wurden sie benutzt und missbraucht, um Öl in das Feuer eines von Beginn an zerstörerischen, am Ende tödlichen Antisemitismus zu gießen. Wie sollen wir uns in diesem Labyrinth zwischen bleibendem Dank an diesem Tag und der Teilhabe an erschreckender Verirrung zurechtfinden? Wir würden der bleibenden Größe Luthers und der Ungeheuerlichkeit seiner antijüdischen Schriften etwas abmarkten, wenn wir den Reformator mit fadenscheinigen Argumenten entschuldigten – sozusagen um einen Helden zu retten. Es wäre ebenso verfehlt, wenn wir uns über ihn erhöben und damit unsere eigene Armseligkeit vertuschen würden. Das, was Luther einer Perle gleich in die Formel gefasst hat »Sünder und gerecht zugleich« - Sünder von sich selbst her, gerecht im Glauben und in der Hoffnung auf das endliche Erbarmen Gottes – , diese Beschreibung christlicher Existenz schließt ihn und uns auf Dauer zusammen. Deshalb wäre alles verdorben, würde die kritische Sicht seiner Schriften, würde das Nein zu ihnen aus irgendeiner Form von Überheblichkeit und nicht um der Menschlichkeit des Evangeliums willen geschehen. Das Nein gilt unabweislich, weil von seinen Schriften ständig, direkt oder indirekt, eine Gruppe von Menschen, die jüdische Gemeinschaft, der ältere Bruder, bis in seine physische Existenz hinein getroffen wird.

Gibt es jenseits von allem Hass und Zorn, von allen Schmähungen und Gehässigkeiten in Luthers Schriften Weichenstellungen, die nach wie vor ins Abschüssige führen können? Vor allem zweierlei drängt sich in unseren Tagen auf: Es ist zum einen Luthers erklärte Absicht, am Ende nicht mehr - im übertragenen oder wörtlichen Sinne – mit den Juden, sondern allein von ihnen, über sie, reden zu wollen. Und es ist zum anderen seine Sicht, dass Christen und Juden, Kirche und Synagoge, einen unüberbrückbaren, einen qualitativ zutiefst geschiedenen, einen nicht mehr zu steigernden Gegensatz bilden würden, bis hin zum Gegensatz von Lüge und Wahrheit, Gott und Teufel. Diese radikale, grobe und vergröbernde Entgegensetzung ist je und dann – bei Luther selber und später – das Einfallstor für judenfeindliche Aussagen und Einstellungen geworden, die mit dem religiösen Konflikt zwischen Christen und Juden nichts zu tun gehabt haben. Auf Dauer heilen lassen sich deshalb die vor allem im letzten Jahrhundert mit und ohne Luther geschlagenen Wunden erst dann, wenn dreierlei zusammenkommt: wenn sich beide Seiten auf der Grundlage dessen, was ihnen gemeinsam ist, treffen, wenn sie das Recht auf Verschiedenheit anerkennen, und wenn sie unter diesem Vorzeichen miteinander und nicht übereinander sprechen.

*

In fast allen Kirchen sind im letzten Vierteljahrhundert in Erklärungen Zeichen gesetzt worden, die mehr oder weniger in diese Richtung weisen. Vor allem ist mit Nachdruck herausgestellt worden: Allem, was Christen und Juden trennt, voran geht die Verwurzelung beider, Israels und der Kirche, in der Zuwendung des einen Gottes.

Aber es gibt auch Anzeichen für die Auffassung, als habe man den kirchlichen Verrat an den Juden in der NS-Zeit und die Frage einer Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden langsam gewissermaßen ausgesessen. Darum hören wir noch einmal auf das Reformationswort aus Mk 1 in Luthers Deutung:

»Wenn unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Tut Buße und glaubt an das Evangelium ..., so hat er gewollt, dass das ganze Leben der Gläubigen Buße – Umkehr – sein soll.« Luther hat später in seinen Schriften den Akzent ganz auf diese eine Seite gelegt: Die Umkehr, zu der Jesus aufruft, geschieht dort, wo dem Evangelium geglaubt wird, so dass Umkehr und Glaube am Ende zusammenfallen. Hier, in der ersten These, geht Luther demgegenüber von dem Glauben oder den Gläubigen aus und erst dann spricht er von ihrer Umkehr: Ihr ganzes Leben und damit das ganze Leben der Kirche soll Buße, Umkehr sein. Weil es so ist, darum hat auch die Erneuerung unseres Verhältnisses zum Gottesvolk Israel keine Befristung, lässt es sich nicht aussitzen oder abhaken wie eine Pflichtübung.

Wir können es uns auch mit den Bildern eines Gleichnisses klarmachen, das den Meisten von uns wohl vertraut ist: Die Rückkehr des verlorenen Sohnes unserer Tage zum wartenden Vater geschieht nicht vorbei an dem vom Jüngeren gepeinigten älteren Bruder. Rückkehr und Umkehr schließen vielmehr die Hinkehr zum Älteren ein. Dieser Ältere weiß aus seiner eigenen religiösen Tradition, dass die Tore der Umkehr ständig offen stehen, und er wartet, wartet auch auf den Reformator, um ihn verwandelt mitzunehmen. Am schönsten ist dies vor langen Jahren in einem Text Albert Friedlanders, Hauptrabbiner in London, zum Ausdruck gebracht. Er wurde einst selber aus Deutschland vertrieben und war über lange Zeit bis zu seinem Tode im vergangenen Jahr eine Säule in der christlich-jüdischen Begegnung hierzulande. Er schreibt:

»So sitzen wir uns gegenüber, da im dunklen Keller, und Bruder Martin kann mich gar nicht sehen. Was er sieht, ist eine Zerrfigur, eine höllische Maske. Und das tut mir weh. Nur vier Tage vor seinem Tod, in seiner letzten Predigt, zeigte er seine Furcht: ›Und wenn sie uns könnten alle töten, sie täten es gerne und tun's auch oft, sonderlich sie sich für Ärzte ausgeben ... denn der Teufel hilft's doch zuletzt versiegeln.

Bekehre dich und ich will gerne vergeben ... sonst kann ich dich nicht dulden oder leiden sagt er zur Gegnerfigur, die er nicht mehr verstehen kann.

Ach, Martin, so kann ich's nicht machen und will es nicht machen. Hier, im Dunklen, will ich nicht Abschied nehmen. Wir müssen nach oben gehen, wo du mich wieder als einen des Volkes Gottes erkennen kannst. Wir müssen in deiner Bibliothek sitzen, so daß ich mich an deinen großen Bibelarbeiten ergötzen und dir manchmal leise sagen kann, daß diese und jene Idee von dem jüdischen Gelehrten Raschi kommt, obwohl du es vom Nikolaus von Lyra gelernt hast. Und wir müssen zusammen unser gemeinsames Leid betrachten. Sind wir doch alle so fern von Gott, sind wir doch alle so nah beieinander.

Es ist nicht lange her, da besuchte ich ein Grab in Atlanta. Der neben mir stand, lehnte sich auf meinen Arm. Endlich frei! hieß es auf dem Grabstein, und der Vater weinte. Hier stehe ich, Martin Luther King, am Grabe meines Sohnes, Martin Luther King, sagte er zu mir. Weißt du, wer ich bin? Ich bin Abraham, und da liegt der Isaak. Und da dachte ich an die Schrift Daß Jesus Christus ein geborener Jude seie und an den festen Boden der Hebräischen Bibel, auf welchem die Christenheit besteht. Bruder Martin von Eisleben, du

hast diesen Boden für das Christentum gerettet, auch wenn ich mit dir kämpfen muß, um meinen eigenen Platz zu behalten.

Wir sind beide Kinder Abrahams und haben so viele Reichtümer als gemeinsames Erbtum in unser Leben hineingenommen, daß jeder Gedanke und jedes Wort eine Verbindung zwischen uns herstellt. Wir haben gemeinsam gelitten, auch in jüngster Zeit. Wir haben gemeinsame Hoffnungen für die Endzeit. Aber um eins muß ich dich bitten im Moment des Abschieds, weil ich weiß, dass dunkle und hoffnungslose Zeiten immer wieder kommen: Verschließ die Folterkammer! Laß sie nie wieder öffnen! Und lehre deine Nachkommen, daß es Zeiten gibt, wo die Mitmenschlichkeit die Dogmen besiegen muß. Denn wir sind Menschen und dürfen uns nicht Gottes Strafgericht aneignen. Wir sind Menschen und können einander lieben. Und möge Gott uns schützen und zusammenführen, jetzt und für alle Zeit.«²

Das ist wie eine weit ausgestreckte Hand: Kommt – wir sind zu einem neuen, zu einem anderen Weg bereit. Beginn einer Freundschaft?

Der Frieden schafft in seinen Höhen, der schaffe Frieden über uns und über ganz Israel. Amen.³

I Gehalten am 31. Oktober 2005 in der Auenkirchengemeinde in Berlin-Wilmersdorf und zuerst veröffentlicht in: www.predigten.de. Unter den 500-600 Teilnehmern an dem in den Medien angekündigten Gottesdienst, in dem Pfarrerin Katharina Plehn-Martins die Liturgie hielt, waren, wie sich vorher vermuten ließ und später bestätigte, auch einige jüdische Besucher_innen, ein Zeichen, von welch anhaltendem Interesse das Thema unverändert auch für die jüdische Seite ist. Der Einschluss jüdischer Gäste in die Anrede trug der genannten Vermutung Rechnung. Die Predigt wurde zuletzt unter dem Haupttitel »Beginn einer Freundschaft?« zusammen mit anderen Beiträgen des Verfassers zum Thema »Martin Luther, Altes Testament und Judentum« veröffentlicht in: Begegnungen. Zeitschrift für Kirche und Judentum, Heft Nr. 1, 2016, S. 82-87.

² Siehe Friedlander, Rückfragen, S. 263f. In seiner ursprünglichen Form als Vortrag hatte der Beitrag den trefflichen Titel: »Als der Bruder Martin Luther sein Tintenfaß nach mir warf«. In der Predigt wurde der Text etwas gekürzt verlesen. Dem Vorschlag des Herausgebers von »Begegnungen« Wolfgang Raupach-Rudnick, ihn hier fast vollständig wiederzugeben, bin ich gerne gefolgt.

³ Dieser Friedenswunsch ist eine Anleihe aus der jüdischen Liturgie.

Die Parabel vom verlorenen Sohn

Katharina von Kellenbach

Hunderte von protestantischen und römisch-katholischen Geistlichen kamen unmittelbar nach dem Krieg in die Internierungslager der Alliierten, um die christliche Botschaft von Schuld und Vergebung an verhärtete SS-Männer und desillusionierte Nazis zu bringen. Sie nutzten bewährte Methoden der Gefängnisseelsorge und verkündeten die bedingungslose Vergebungsbereitschaft Gottes. Die neutestamentliche Geschichte vom verlorenen Sohn verkörpert diese christliche Botschaft. Der verlorene Sohn verließ das väterliche Haus, enttäuschte dessen Erwartungen, verprasste sein Erbe und kehrte in Reue und Ungnade heim. Statt der erwarteten Anschuldigungen begrüßt ihn sein Vater erfreut und feiert seine Rückkehr.

Gefängnisprediger bedienen sich der Parabel vom verlorenen Sohn, um an der Reue der Gefangenen zu arbeiten und deren moralische und spirituelle Aufarbeitung zu fördern. Doch Nazitäter konnten diesem Paradigma nicht folgen, denn sie hatten sich den väterlichen Gesetzen nicht widersetzt und waren dem Staat gegenüber loyal geblieben. Auf Hebräisch bedeutet der Begriff t'shuvah wörtlich »Rückkehr« oder »Umkehr« nach einem Fehltritt, doch Nazitäter bestanden darauf, das Haus des Vaters nie verlassen zu haben. Im Gegenteil, sie erlebten Strafverfolgung in der Nachkriegszeit als Vertreibung aus dem Haus des Vaters.

So schrieb beispielsweise Dr. Eduard Kroeger, ein baltischer Nazipropagandaführer und befehlshabender Offizier des Einsatzkommandos Nr. 6, 1966 aus seiner Gefängniszelle in der Schweiz in einem Brief an Professor Hermann Schlingensiepen, der ihm Seelsorge angeboten hatte:

»Es ist nicht unseres Vaters' Haus, seit die Hausherren den Weg der Augsburger Konfession zum Ludwigsburger Credo angetreten haben.«

Kroeger war frühzeitig leidenschaftlicher Gefolgsmann des Nationalsozialismus. Er verkehrte mit der Nazielite, darunter Hitler, Himmler, Heydrich und Goebbels und sah sich als politischer Führer der baltendeutschen Nationalsozialisten. 1939 leitete er deren Umsiedlung in den Warthegau in Polen nach dem Ribbentrop-Stalin-Pakt.

Kroegers politische Karriere wurde höchstpersönlich von Heinrich Himmler gelenkt, der beschloss: »Dass Sie in der Waffen-SS dienen müssen, halte ich mehr denn je für richtig. Dieses wortlose Gehorchen-Können ist die Eigenschaft, die Sie noch erwerben müssen. Erst dann werden Sie der SS-Mann, wie er sein soll, so wie ich es mir immer gewünscht habe, dass Sie es werden.²

Kroeger akzeptierte dies und beaufsichtigte mehrere Massenhinrichtungen. Außerdem war er vermutlich in Babyn Jar, wo am 29. und 30. September 1941 33.771 Juden ermordet wurden.³ Erst danach gestattete man ihm den Aufstieg in Verwaltungs- und Politikämter, die ihm mehr zusagten, da er selbst keine Kämpfernatur war. Er wurde zum SS-Oberführer befördert und erhielt im November 1941 von Himmler das Eiserne Kreuz II. Nach bestandener Prüfung wurde ihm die Verantwortung für die Rekrutierung von ethnischen Deutschen für die SS erst in Frankreich und dann in Dänemark übertragen. Dann wurde er Leiter des «Russischen Büros« zur Etablierung einer deutschen Elite im Rahmen der Kolonisierung der Ostgebiete.

Seine Beteiligung im Einsatzkommando 6 wurde in den sechziger Jahren vor westdeutschen Gerichten strafrechtlich verfolgt. Kroeger war empört und fühlte sich zudem von der EKD verraten, die in ihrer Denkschrift von 1963 die NS-Prozesse politisch und moralisch unterstützte:

»Die protestantische Kirche erscheint mir nicht mehr als unseres Vaters' Haus: In weiten Teilen der Kirche, namentlich in Äußerungen ihrer Führungskreise, sehe ich Anzeichen von Antichristentum und von Unmenschlichkeit... Und am deutlichsten wird es bei der Hinneigung zum Judentum. Ein Freund schrieb mir vor einigen Jahren, er gehe nicht mehr in die evangelische Kirche, er müsse befürchten, dass sie sich unter der Hand zur Synagoge wandele.«⁴

Kroeger verspürt keinerlei Reue oder Bedürfnis nach Umkehr. Im Gegenteil: Er findet die neuen Hausherren illegitim und lehnt sie schlicht ab. In einer rhetorischen Umkehrung der ihm vorgeworfenen Taten wirft er der Nachkriegskirche und -justiz Antichristentum und Unmenschlichkeit vor.

Die schwarze Kritikerin Audre Lorde schrieb in einem bekannten Aufsatz zu Rassismus, Sexismus und Homophobie in der Literatur: »The master's tools cannot dismantle the master's house!«⁵ Sie argumentierte, dass die Gewalt, die systemischen Unrechtsstrukturen wie z.B. der Sklaverei, dem Patriarchat, und christlichem Triumphalismus innewohnt, als rechtmäßig und gut erscheint. Die Regeln des Systems legitimieren den Anspruch auf Macht und Autorität und erlauben Gewaltausübung gegen Aufsässige, Widerständige und Nichtkonforme nachdrücklich. Die einem solchen System eigene Gewalt wird nicht als schuldhafter Fehltritt angesehen.

Der gehorsame und der verlorene Sohn

In mehreren Briefen, die Kroeger aus Norditalien schrieb, wo er aus »historisch bedingten Gründen«⁶ lebte, wie er elegant seine Flucht vor Strafverfolgung beschrieb, tadelte er seinen Duzfreund Wittram, einen Nazikameraden und ehemaligen Dekan der Reichsuniversität im Warthegau, für Nazi-kritische Äußerungen und Artikel:

Niemandem darf das Recht bestritten werden, seine Meinung zu ändern und die Innenräume seines Hauses neu zu möblieren oder sich nach Bedarf andere Tapeten anzuschaffen. Ich finde, dass dieses Recht dort seine Grenze findet, wo der Versuch gemacht wird, den anderen gemindertes sittliches Bewusstsein, mangelnden oder verformten Persönlichkeitsbegriff zu bescheinigen, und eine Moral ins Spiel gebracht wird, die ungeachtet aller verhüllenden und scharfsinnigen Formulierungen ihre Genealogie nicht verbergen kann: Sie hat ihren Ursprung in den Gerichtssälen von Nürnberg, wo erstmalig die Guten über die Schlechten zu Gericht saßen.⁶

Die Metapher vom Haus ist vielsagend, denn sie fängt die strukturelle Verquickung von Moral und Politik ein. Wittrams Tapetenwechsel »bedrückt und verletzt« Kroeger, des Einen politische Veränderung bedroht den Anderen: »Ich werde nicht zulassen, dass gerade Du mir moralische weiße Flecken vorwirfst...und mir ist bewusst, dass viele Freunde und Kameraden von früher Deinen Auffassungen ebenso wenig zustimmen, auch wenn ich sie weder dazu befragt habe, noch dies mit ihnen abgesprochen hätte.«7 Obwohl Wittram nicht aktiv versucht hatte, Kroegers Ansichten zu verändern, verteidigt Kroeger seine Position mit Hinweis auf sein großes Netzwerk an Freunden und Unterstützern.

Wittram wurde 1902 in Riga geboren, drei Jahre vor Kroeger. Er wurde 1941 zum Rektor der »Reichsuniversität Posen« ernannt und wurde zu einem der führenden Funktionäre der Hochschulpolitik der Nazis im Warthegau. Im Unterschied zu Kroeger litt er jedoch unter dem Zusammenbruch der ideologischen Sicherheit und war in der Lage, sich von seinen früheren Überzeugungen zu lösen. In seiner Antwort entschuldigt sich Reinhard Wittram bei Kroeger dafür, dessen Gefühle verletzt zu haben und bestätigt dessen Eindruck, dass seine veränderte Sicht der Dinge in den »Gerichtssälen von Nürnberg« entstanden sei:

»Den Ursprung meiner Stellungnahme kann ich Dir genau bezeichnen: Es war der Winter 1944/45, als ich mich unausweichlich vor die Frage gestellt sah, ob ich der Versuchung nachgeben und irgendwie ein rasches Ende suchen sollte, oder ob ich bereit wäre das Geschehen für mich persönlich als etwas anzunehmen, was ich nur mit dem theologischen Ausdruck Gericht Gottes bezeichnen kann; wobei mir klar war, dass dieses zweite recht peinvolle innere Konsequenzen für mich haben würde. Um innerlich weiterleben zu können, konnte mir weder unser aus idealistischen Ursprüngen ins Illusionäre geratener Persönlichkeitsbegriff, noch meine um Harmonisierung bemühte Theologie genügen. Ich habe die Unvermeidlichkeit dieses Bankrotts lange gespürt.«

Er erkennt »den Makel, den der deutsche Name zu tragen hat…und für den wir so oder anders mitverantwortlich sind. Ich kann nicht umhin, an die Toten zu erinnern, für die der eine Name Auschwitz genügt, um in mir ein Gefühl der Scham zu erwecken, das keine objektivierende Geschichtsbetrachtung mildern oder gar zum Schweigen bringen kann.«¹⁰ Im Gegensatz zu Kroeger gelingt es Wittram, sich dem Leiden der jüdischen Opfer zu stellen und die antisemitischen Gewissheiten seiner Jugend zu überwinden. Seine Scham und sein Schuldempfinden sind Zeichen der Umkehr im Sinne der neutestamentlichen Parabel.

Dies zwingt Kroeger, seine Freundschaft zu Wittram aufzukündigen:

»Ich habe 15 Jahren lang geschwiegen, tue es aber nicht mehr, wenn Du zu öffentlichen Angriffen gegen Deine eigenen Freunde und Kampfgenossen antrittst, nachdem die Verhältnisse sich gewandelt haben ... Wenn Du angreifst und kritisierst... wächst Du in die Reihen der Gegenrichtung, der Umerzieher automatisch hinein, da gibt es Mechanismen, denen man sich nicht entziehen kann, selbst wenn man will, und mir ist nicht einmal klar ob Du willst.«¹¹

Aber er hofft im letzten Satz, dass du »eines Tages zur Umkehr [kommst], auch noch nach 20 Jahren«. In Kroegers Augen ist Wittram der verlorene Sohn, der irgendwann umkehren wird. Dieser Briefwechsel ist beredtes Zeugnis eines Machtkampfes zweier Zeitgenossen, die verhandeln, welche Ideologie dominant ist, und wer sich unterzuordnen hat, wer bereuen und umkehren soll. Das Zerbrechen ihrer Beziehung ist Teil des langsamen Veränderungsprozesses, der gemeinhin als Vergangenheitsbewältigung bezeichnet wird, in dem das Haus des Vaters abgebaut und eingerissen wurde.

Aus dem Englischen übersetzt von Anja Reefschläger.

I Schottroff (2006), pp.138-156.

² Brief, Himmler an Kroeger, April 1943, cit. in Schroeder (2003), p. 73.

³ Schroeder (2003).

⁴ Brief, Kroeger an Schlingensiepen (1. Mai 1966), S. 3-4.

⁵ Lorde (1984); Springs (2009) 3:419-448.

⁶ Kroeger (1968), S. 8.

⁷ Brief Kroeger an Prof. Dr. Reinhard Wittram (21. Januar 1965), mit Erlaubnis von Prof. Matthias Kroeger.

⁸ Brief, Kroeger an Wittram (21. Januar 1965).

⁹ Brief, Wittram an Kroeger, (24. Januar 1965).

¹⁰ Brief, Wittram an Kroeger (25. Januar 1965).

¹¹ Brief, Kroeger an Wittram (12. Februar 1965), p. 2.

»Völkisch« ist rassistisch

Wolfgang Wippermann

»Völkisch« sei nicht »rassistisch«; »völkisch« sei das »zugehörige Attribut zu Volk« – hat Frauke Petry im September 2016 behauptet. Daher könne die »Alternative für Deutschland« den Begriff »wieder positiv besetzen«. Wie »wieder«? Wie die Nationalsozialisten, die schon in den 1920er Jahren im »Völkischen Beobachter« die Entrechtung und Vertreibung aller »Fremdvölkischen« gefordert haben? Das kann und darf nicht sein! Wehret den Anfängen! – muss unsere Parole sein.

Doch genug von diesem »politisch garstigen Lied«. Wenden wir uns der wissenschaftlichen Analyse zu. Ist »völkisch« nur das »zugehörige Attribut zu Volk«? Kommt darauf an, welches »Volk« gemeint ist. In Geschichte und Gegenwart gab und gibt es nämlich verschiedene Volksbegriffe:

Die alten Griechen unterschieden zwischen dem »demos« genannten Staatsvolk und dem »ethnos« genannten fremden Volk. Die Römer haben einen anderen Volksbegriff verwandt. Sie haben den aus Angehörigen der sozialen Oberschicht gebildeten »senatus« von dem übrigen »populus« abgegrenzt. Senat und Volk (Senatus Populusque Romanum) bildeten und repräsentierten die Römische Republik (res publica) und dann das Römische Reich (imperium Romanum).

Die meisten europäischen und außereuropäischen Staaten der Neuzeit haben sich an dem demotischen Volksbegriff der Griechen orientiert. Den Anfang haben die Amerikaner gemacht. Die amerikanische Verfassung von 1787 hat sich, wie es in der Präambel heißt, das »Volk der Vereinigten Staaten« gegeben: »We, the people of the United States...« Gemeint war das amerikanische Staatsvolk und nicht eine imaginäre amerikanische Ethnie. Die nach und durch die französische Revolution gebildete französische »Nation« verstand und versteht sich bis heute als eine »Staatsnation«. Ihr gehören unabhängig von ihrer Herkunft und Sprache alle gleichen und freien Staatsbürger an.

»Die Deutschen« haben ein anderes Volksverständnis. Um das verstehen zu können, muss man etwas weiter ausholen. Bei den Deutschen handelt es sich nicht um ein altes Volk. Sie sind nicht, wie das heute immer noch von vielen geglaubt wird, die unmittelbaren Nachfahren der alten Germanen. Das von adligen Angehörigen verschiedener germanischen Stämme im 10. Jahrhundert gebildete »regnum Theutonicorum« (= deutsche Reich) war alles andere als ein Nationalstaat. Die von der adligen Oberschicht weitgehend entrechteten

Untertanen dieses »Reiches« wurden zum – einfachen und gemeinen – »Volk« gezählt. »Volk« war eine soziale Kategorie.

Keineswegs alle Angehörigen des einfachen und gemeinen Volkes beherrschten die aus verschiedenen Dialekten gebildete mittelhochdeutsche Kunstsprache. Erst die wesentlich von Luther geschaffene neuhochdeutsche Sprache wurde von den Angehörigen der verschiedenen deutschen Stämme verstanden, aber bis heute nicht immer und von allen auch gesprochen.

Mit dem Rekurs auf die deutsche Sprache ist das deutsche Volk konstruiert worden. Dies geschah in einem langen, vom ausgehenden Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert hinein reichenden Prozess. Alle deutsch sprechenden Personen galten als Deutsche. Sie gehörten zu Deutschland. Doch dieses Land gab es zu Beginn des 19. Jahrhundert noch gar nicht. Es musste erst noch geschaffen werden. Doch in welchen Grenzen?

Ernst Moritz Arndt schlug in seinem 1813 verfassten Gedicht »Was ist des Deutschen Vaterland?« eine »linguistische Grenze« vor: »So weit die deutsche Zunge klingt«. Das gesamte deutsche Sprachgebiet solle zum »Deutschen Vaterland« gehören. Dies war eine nicht nur anmaßende, sondern auch irreale Forderung. Lebten doch in dem fiktiven und keineswegs geschlossenen deutschen Sprachgebiet Angehörige anderer Völker. Sie wollte Ernst Moritz Arndt in seinem »Deutschen Vaterland« aber nicht haben, weil sie, wie Arndt in einer weiteren Schrift näher ausführte, die »Reinheit« des deutschen Volkes gefährden würden. Handele es sich doch bei den »glücklichen Deutschen« um ein »ursprüngliches Volk,« das »nicht durch fremde Völker verbastardet« sei. Die »Reinheit« des deutschen Volkes werde aber auch durch die deutschen Juden gefährdet. Denn sie gehörten nach Arndt zu einem »fremden Volk«, obwohl sie der deutschen Sprache mächtig waren. Dies klingt nicht nur wie – das ist rassistisch.

Dieses wesentlich von Ernst Moritz Arndt geprägte rassistische Volksverständnis wird seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert als »völkisch« bezeichnet. Für die Anhänger der »völkischen Weltanschauung« waren »Volk« und »Rasse« nahezu identisch. Das deutsche Wort »völkisch« war ohne Zweifel rassistisch konnotiert. »Völkisch« wurde zu einem Attribut mehr zu »Rasse« als zu »Volk«. Das heute zu leugnen, ist nicht nur politisch gefährlich, sondern historisch auch falsch. »Völkisch« ist rassistisch. Und das geht nicht. Den Volksbegriff insgesamt der »Alternative für Deutschland« zu überlassen, geht aber auch nicht. Man muss ihn von seiner völkisch-rassistischen Konnotation befreien und in seiner staatsbürgerlichen Bedeutung verwenden.

Dies haben die Staatsbürger der DDR getan, die 1989 mit dem Slogan »Wir sind das Volk!« die staatsbürgerlichen Rechte eingefordert haben, die ihnen

von der Partei- und Staatsführung der DDR verweigert worden waren. Mit »Volk« war das gemeint, was die Griechen als »demos« und die US-Amerikaner als »people of the United States« bezeichnet haben. Die heutigen selbst ernannten Verteidiger des christlichen Abendlandes, die sich mit dem Ruf »Wir sind das Volk!« gegen Flüchtlinge aus dem muslimischen Morgenland und andere »Fremdvölkische« wenden, gebrauchen dagegen einen völkischrassistischen Volksbegriff. Dies muss von allen Demokraten und Christen kritisiert werden. Sie sind aufgerufen, die demokratischen und christlichen Werte gegen diese völkischen Rassisten zu verteidigen.

Ordnungen der Reinheit

Antisemitismuskritik in der Reflexion von Selbstbildern¹

Astrid Messerschmidt

In ihren Anfängen entwickelt die nationalsozialistische Bewegung ein sozialrebellisches, antibürgerliches und antikapitalistisches Ressentiment, das sich die Juden als ein Objekt wählt, in dem alles verkörpert zu sein hat, was denjenigen schadet, die sich selbst als fraglos Zugehörige und Anständige sehen. Insofern sichert sich der NS die Identifikation der Massen dadurch, dass er »den kleinen Leuten« das Angebot macht, sich als unterdrückt zu sehen und diesen Zustand mit Hilfe der nationalsozialistischen Parteinahme zu überwinden.

Zugleich bietet er ihnen in den Juden eine Negativfolie für alles Verwerfliche an, wobei Projektionen der Minderwertigkeit wie auch der Überlegenheit der zu Juden gemachten Juden kombiniert werden, die in dieser ideologischen Positionierung zugleich als defizitär wie als bedrohlich erscheinen.

Das Gegenbild des Jüdischen bietet auf seiner Rückseite ein moralisch und zivilisatorisch annehmbares Selbstbild an. Dies ist ein bedeutender Faktor für die Attraktivität des Antisemitismus bis in die Gegenwart. Das Gegenbild enthält moralisch Verwerfliches wie auch alles Rückständige, Veraltete und durch gesellschaftlichen Fortschritt Überholte. Die projektive antisemitische Figur des Jüdischen enthält widerstreitende Elemente von zu viel und zu wenig Modernität.

Kritische Antisemitismusanalyse

Auf der Grundlage psychoanalytischer Reflexion analysieren Horkheimer und Adorno die »Elemente des Antisemitismus« hinsichtlich der darin enthaltenen »falschen Projektionen« (vgl. Horkheimer/Adorno [1947] 1994): Den Juden werden die Regungen zugeordnet, die bei sich selbst nicht zugelassen werden dürfen. Auf diese Weise wird die jüdische Bevölkerung zum Objekt, zum »prospektiven Opfer« (ebd., S. 196), zum erwählten Feind. Der Antisemitismus kann keinen festen Halt in der Realität finden, da er auf Fiktionen, Projektionen, pseudowissenschaftlichen Behauptungen beruht, er wird so zur »fixen Idee« (ebd., S. 199). Von da ist der Weg nicht weit zur »Paranoia«, die Horkheimer und Adorno als »Symptom des Halbgebildeten« bezeichnen (ebd., S. 205).

In der Paranoia wird ein Wahnsystem geschaffen, das nicht auf Erfahrung beruht. Mit der falschen Projektion erhält die Welt Sinn, und die gesamte Kultur wird von dieser Art Sinn besetzt. Paranoia lässt sich mit »Verfolgungswahn« übersetzen, der dazu führt, Herrschaft in Verfolgung übergehen zu lassen, einer Verfolgung, die von einer massenhaften Zustimmung und Beteiligung getragen wird (vgl. ebd., S. 207). Paranoid ist die Praxis, bei der die Vorstellung, selbst verfolgt zu werden, übergeht in die Verfolgung derer, von denen man sich verfolgt sieht. Nur durch die irrationalen Zuordnungen und Projektionen konnten die Juden so fremd gemacht werden, wie sie das System brauchte.

In seinen »Studien zum Autoritären Charakter« (Adorno 1973) zeigt Adorno, wie die irrationalen Klischees durch Rationalisierungen der eigenen Anschauungen zu verdecken versucht werden: Drei Punkte des »Pseudowissens sind dabei wirksam: die Idee, dass die Juden ein ›Problem‹ sind, die Erklärung, sie seien ›alle gleich‹, und die Behauptung, Juden seien ohne Ausnahme als solche zu erkennen« (ebd., S. 125). Durch die Problematisierung der identifizierten Gruppe werden eine persönliche Distanz und eine gewisse Objektivität suggeriert. Außerdem wird nahe gelegt, die Juden selber hätten ein »Problem«, sie seien also sozusagen selbst schuld an ihrer Ausgrenzung und Eliminierung (vgl. ebd., S. 127).

Die im sekundären Antisemitismus verankerte Täter-Opfer-Umkehr wird begleitet von Behauptungen über Sprechverbote und Tabus, um sich selbst als Opfer unzulässiger Einschränkungen des Sprechens über Juden und Israel darzustellen. Die Behauptung eines Kritikverbots beruht auf dem sekundär-antisemitischen Ressentiment, der Massenmord an den europäischen Juden stehe einer schonungslosen Auseinandersetzung mit den Gegenwartsproblemen im Wege und die Erinnerung an die NS-Verbrechen werde missbraucht, um Kritik abzustellen. »Es wird sozusagen aus dem öffentlichen Tabu über den Antisemitismus ein Argument für den Antisemitismus gemacht (...) Wirksam ist hier ein Projektionsmechanismus: dass die, welche die Verfolger waren und es potenziell heute noch sind, sich aufspielen, als wären sie die Verfolgten« (Adorno 1962, S. 368).

Dazu dient das Gerücht, denn das indirekte Adressieren, »die nicht ganz offen zutage liegende Meinung war von jeher das Medium, in dem soziale Unzufriedenheiten der verschiedensten Art, die in einer gesellschaftlichen Ordnung sich nicht ans Licht trauen, sich regen« (Adorno 1977 [1962], S. 363). Adorno bezeichnet es als einen »wesentlichen Trick von Antisemiten heute: sich als Verfolgte darzustellen«; sich zu gebärden, als würde die öffentliche Meinung antisemitische Äußerungen unmöglich machen (ebd.).

Die gegenwärtige Reserviertheit gegenüber der Demokratie und ihren Medien in rechtspopulistischen Bewegungen, die sich als »das Volk« repräsentieren, basiert auf einer Selbststilisierung als Opfer einer übermächtigen Instanz, die »Wahrheiten« unterdrückt. Dabei ist die Selbstbezeichnung als »Volk«

nationalistisch repräsentiert – und sie ist in der deutschen Geschichte im Herbst 1989 nur ganz kurz eine basisdemokratische Selbstbezeichnung gewesen, bevor sie sehr schnell wieder als nationale Gemeinschaft beansprucht worden ist.

Fremd werden: Nationale Zugehörigkeitsordnung

Ȇberall dort, wo man eine bestimmte Art des militanten und exzessiven Nationalismus predigt, wird der Antisemitismus gleichsam automatisch mitgeliefert« (Adorno (1977) [1962], S. 361). »Wirksame Abwehr des Antisemitismus ist von einer wirksamen Abwehr des Nationalismus unabtrennbar« (ebd., S. 381).

Den politischen Rahmen, in dem Fremde überhaupt zu einem nicht nur intersubjektiven, sondern zu einem gesellschaftlichen Problem werden, betrachtet Zygmunt Bauman auf dem Hintergrund der Geschichte der Nationalstaaten. Die Nation bildet für Bauman die entscheidende moderne Ordnungskategorie. In der nationalstaatlichen Gesellschaftsordnung wird die Trennlinie entlang der vorwiegend durch Abstammung legitimierten Zugehörigkeit zum nationalen Territorium gezogen. »Nationalstaaten fördern den ›Nativismus‹, die Bevorzugung der Einheimischen vor den Einwanderern, und verstehen unter ihren Untertanen die Einheimischen ((Bauman 1995, S. 87). Dabei betont Bauman, wie durch Nationalstaaten »ethnische, religiöse, sprachliche und kulturelle Homogenität« (ebd., Hervorh, im Original) gefördert wird. Als fremd gelten diejenigen, die die Ordnung nationaler Identität durcheinander bringen und durch ihre dauernde Anwesenheit behaupten, dazu zu gehören. Eine Strategie, diese Irritation zum Verschwinden zu bringen, ist die Assimilation der Fremden, ihre Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft und damit der Verlust alles dessen, was sich von der Norm der fraglos Zugehörigen unterscheidet. Zwar dürfen die Assimilierten an der Gesellschaft und ihren Rechten und Pflichten teilhaben, aber gleichzeitig müssen sie sich der herrschenden Ordnung unterwerfen. Das liberale Angebot der kulturellen Assimilation bestätigt also nur die Dominanz der Mehrheitsgesellschaft und verlangt von den Fremden das Abstreifen jeder Differenz. Bekämpft wird die Ambivalenz der Fremden, das gleichzeitige Dazugehören und Anderssein. Diese Unerträglichkeit der Ambivalenz ist für Bauman ein Problem der Moderne, und zwar deshalb, weil das Uneindeutige, die Verschiebung und Auflösung von Grenzen und die Konfrontation mit Pluralität kennzeichnend für die gesellschaftliche Situation in der Moderne sind. Um das, was daran komplex und unbehaglich erlebt wird, zu bekämpfen, kommt es zur Abwehr des Anderen innerhalb einer Ordnung nationaler und kultureller Identität. Unmöglich wird es, gleichberechtigt und verschieden zu sein. Anerkennung gibt es nur um den Preis des

Verschwindens alles dessen, was die Verschiedenheit ausmacht und damit der Auflösung jeder Ambivalenz. Die Sorge um die Möglichkeit, verschieden leben zu können, ohne fremd gemacht zu werden, formuliert Adorno in den Minima Moralia als Vision, »ohne Angst verschieden sein« zu können (Adorno 1951, S. 131). Baumans Reflexionen über die unerträgliche Ambivalenz des Fremden lese ich in Korrespondenz zu diesem Gedanken.

Im Umgang mit den deutschen Juden zum deutschen Nationalstaat wird Ambivalenz einerseits bekämpft, weil sie als bedrohliche Uneindeutigkeit gilt, andererseits entwickelt sich eine perfide doppeldeutige Strategie, bei der ein Weg zur nationalen Zugehörigkeit eröffnet wird, der aber genau dann, wenn er begangen wird, in den Abgrund führt. Indem die nichtjüdischen Deutschen von der jüdischen Minderheit eine kulturelle Assimilation verlangten, konstituierte sich die Mehrheit als »einheimische Elite«, die für sich das Recht in Anspruch nahm, »darüber zu urteilen, ob die Bemühungen, die kulturelle Unterlegenheit zu überwinden, wirklich ernsthaft und vor allem erfolgreich gewesen seien« (Bauman 1995, S. 146). Erwartet wurde der Beweis erfolgreicher Assimilation, ohne dass dieses Bemühen zum Erfolg führen konnte. »Das paradoxe Ergebnis des Bemühens um Assimilation war, dass genau die Aktivitäten und Lebensstile, die die Trennung verwischen sollten, als Gründe dafür angesehen wurden, ihre Träger ins Abseits zu drängen« (Bauman 1995, S. 156). Denn die assimilatorischen Anstrengungen wurden als Subversion der nationalen Identität angesehen und gerieten unter Verdacht. »Unordnung drohte, als Juden immer häufiger sich anpassten und konvertierten, sei es in traditioneller religiöser Form oder in der modernen Variante kultureller Assimilation« (Bauman 1994, S. 74). Das Bemühen, durch Lernen und Selbstvervollkommnung eine eindeutige Zugehörigkeit zu erreichen, scheiterte an einem nationalstaatlichen Gemeinschaftskonzept, das auf einer »Gemeinsamkeit des Schicksals und des Blutes beruhte« (ebd., S. 155) – vormodernen Konzepten also, die aber in der Geschichte des modernen Nationalstaates nicht überwunden sind. Die Bemühungen der deutschen Juden, sich national-kulturell eindeutig zuzuordnen, gerieten unter Verdacht, den vereindeutigten Raum der nationalen Gemeinschaft zu unterwandern und ihm dadurch genau jene Eindeutigkeit zu nehmen, die durch Blut und Abstammung garantiert worden ist. (...)

¹ Auszug aus einem Vortrag bei der Tagung »Das Gerücht über die Juden« der Evangelischen Akademie Berlin am 5. September 2015.

Literatur:

Améry, Jean (1977): Über den Zwang und die Unmöglichkeit, Jude zu sein, in: ders.: Jenseits von Schuld und Sühne. Neuausgabe 1977, Stuttgart, S. 149-177.

- Améry, Jean (1988) [1966]: Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. München.
- Adorno, Theodor W. (1977) [1962]: Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute, in: GS, Bd. 20.1, S. 360-383.
- Adorno, Theodor W. (1973): Studien zum Autoritären Charakter, Frankfurt/M.
- Adorno, Theodor W. (1951): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt/M. Bauman, Zygmunt (1995): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, Frankfurt/M. Bauman, Zygmunt (21994): Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust, Hamburg.
- Ensinger, Tami (2013): Umgang mit Antisemitismus im pädagogischen Raum, in: Bildungsstätte Anne Frank (Hg.): Weltbild Antisemitismus. Didaktische und methodische Empfehlungen für die pädagogische Arbeit in der Migrationsgesellschaft, Frankfurt/M., 12-15. http://www.bs-anne-frank.de/news/aktuelles/neuerscheinung-weltbild-antisemitismus
- Fava, Rosa (2015): Die Neuausrichtung der Erziehung nach Auschwitz in der Einwanderungsgesellschaft. Eine rassismuskritische Diskursanalyse, Berlin.
- Goldenbogen, Anne (2013): »... Nahostkonflikt Der gordische Knoten«. Von Projektionen, Positionen und Potenzialen in der Auseinandersetzung mit Antisemitismus und Nahostkonflikt«, in: Widerspruchstoleranz. Ein Theorie-Praxis-Handbuch zu Antisemitismuskritik und Bildungsarbeit, Berlin, S.33-40.
- Holz, Klaus (2005): Die Gegenwart des Antisemitismus. Islamistische, demokratische und antizionistische Judenfeindschaft, Hamburg.
- Holz, Klaus (2001): Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung, Hamburg.
- Horkheimer, Max/Theodor W. Adorno (71994): Elemente des Antisemitismus, in: dies.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt/M., S. 177-217.
- KIgA (2010) (Aycan Demirel/Yasmin Kassar/Malte Holter): Israel, Palästina und der Nahostkonflikt. Ein Bildungs- und Begegnungsprojekt mit muslimischen Jugendlichen im Spannungsfeld von Anerkennung und Konfrontation, Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus, Berlin.
- Klein, Anne (2012): »Jude sein ist keine einfache Sache.« Identität, Sozialität und Ethik in der Migrationsgesellschaft, in: Gebhardt, Richard/Klein, Anne/Meier, Marcus (Hg.): Antisemitismus in der Einwanderungsgesellschaft. Beiträge zur kritischen Bildungsarbeit, Weinheim, 200-220.
- Knigge, Volkhard (2010): Zur Zukunft der Erinnerung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 25/26(2010) [htttp://www.bpb.de/themen/ROCIG3.html; eingesehen 2.8.2013]
- Maurer, Katja (2015): Ethos des Neoliberalismus, in: medico rundschreiben Nr. 02/2015, S. 35-40. Mecheril, Paul/Claus Melter (2010): Rassismuskritik als pädagogische Querschnittsaufgabe, in:
 Paul
- Mecheril et al, Migrationspädagogik, Weinheim/Basel, S. 168-178.
- Moewes, Günther (2015): Entfaltung statt Qualarbeit, in: Frankfurter Rundschau vom 4. März 2015.
- Müller, Jochen (2008): Zwischen Abgrenzen und Anerkennen. Überlegungen zur pädagogischen Begegnung von antisemitischen Einstellungen bei deutschen Jugendlichen muslimischer/ arabischer Herkunft, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 17, Berlin, S. 97-103.
- Scholz, Roswitha (2009): Antiziganismus und Ausnahmezustand. Der »Zigeuner« in der Arbeitsgesellschaft, in: Markus End/Kathrin Herold/Yvonne Robel (Hg.): Antiziganistische Zustände. Zur Kritik eines allgegenwärtigen Ressentiments, Münster, S. 24-40.
- Weyand, Jan (2010): Die Semantik des Antisemitismus, in: Wolfram Stender/Guida Follert/Mihri Özdogan (Hrsg.), Konstellationen des Antisemitismus. Antisemitismusforschung und sozialpädagogische Praxis, Wiesbaden 2010, S. 69-89.

Bedeutungsvolles Schweigen

Was junge Menschen durch familiengeschichtliches Arbeiten über sich lernen

Anne Scheffbuch & Aleksandra Janowska

In der internationalen Freiwilligengruppe von ASF in Deutschland leisten jedes Jahr 18-20 Freiwillige einen einjährigen Friedens- und Versöhnungsdienst. Sie kommen aus Ost-, Mittel- und Westeuropa, aus den USA und aus Israel. Ihren Dienst leisten sie in Gedenkstätten, sie unterstützen Geflüchtete, arbeiten mit Menschen mit Behinderungen oder mit alten Menschen sowie in der historischen oder politischen Bildung.

Vor der Ausreise sollen die Freiwilligen sich über Erfahrungen und Erinnerungen Gedanken machen, die ihre Länder und Familien prägen. Welche Erinnerungen an den Nationalsozialismus, den Faschismus, den Stalinismus, die Diktaturen des 20. Jahrhunderts, die Schoa und den Weltkrieg gibt es?

Auf dem ersten Seminar bitten wir alle Freiwilligen, uns über eine Person aus ihrer Familie zu erzählen, die für sie das 20. Jahrhundert repräsentiert. Wir fragen einerseits nach den Erfahrungen dieser Person – und andererseits danach, wie sich die Familie an sie oder ihn erinnert, oder auch danach, was über sie oder ihn nicht thematisiert wird. Die Familienerinnerungen werden im Plenum vorgestellt, anschließend haben die Freiwilligen die Möglichkeit, über die Geschichten, die sie besonders interessant fanden, in Kleingruppen zu reden. Oftmals realisieren die Freiwilligen in den Kleingruppen, dass ihre Familiengeschichten nicht so vollständig, nachvollziehbar und logisch strukturiert sind wie sie ursprünglich dachten und dass das Schweigen über ein bestimmtes Ereignis oder eine bestimmte Person bedeutungsvoll sein kann.

Im Verlauf des Freiwilligendienstes bitten wir die Freiwilligen, ein ausführliches narratives Interview mit einer Person zu führen – einem Familienmitglied oder auch einer anderen Person. In der ersten Phase der Vorbereitung des Interviews geht es nicht notwendigerweise um die historischen Tatsachen. Viel wichtiger ist es, dass die Freiwilligen überlegen, was sie am Leben dieser Person berührt und was sie irritiert. Die Biographien werden uns kreativ auf unserem dritten Seminar vorgestellt. Wir ermutigen die Freiwilligen dazu, die Biographie in einer nicht Standard-Form zu präsentieren. Manchmal wagen es die Freiwilligen, ihre Interview-Erfahrung mit der Sprache der Kunst darzustellen (als Gedicht, Kollage oder Lied), was für sie neue Geschichtszugänge eröffnet.

Die Freiwilligen entscheiden selbst, mit wem sie das Interview führen. Oft führen sie Gespräche mit ihren Familienmitgliedern. Für manche Freiwillige sind es gerade die Beziehungsgeschichten innerhalb ihrer Herkunftsfamilien, die sie zu ASF geführt haben.

Eine Freiwillige aus Frankreich erzählt vom breiten Spektrum an Erzählungen, das es in ihrer Familie gibt – da gibt es Mitglieder, die das Vichy-Regime unterstützt haben, und jemand, der in Buchenwald ermordet wurde. Diese Spannung war für sie ein Motiv für ihren Freiwilligendienst mit ASF.

Für andere ist der Biographieauftrag an sich wie ein lange gesuchter Schlüssel:

Alle vier Großeltern einer Freiwilligen aus Israel sind Holocaustüberlebende. In ihrer Familie wird die Schoa generationsübergreifend mit Schweigen bedacht. Die Freiwillige nimmt den Biographieauftrag zum Anlass für ein längeres, gezieltes Gespräch mit dem Vater. Uns erzählt sie nicht den Inhalt des Gesprächs, sondern deutet den dadurch begonnenen Prozess in ihrer Familie an — als anstrengend und schmerzhaft — aber sie war ASF dankbar für den »Auftrag«.

Familiengeschichtliches Arbeiten erleben wir als nicht statisch, sondern als einen Prozess, der Selbstreflexion fördert und unterschiedliche Geschichtszugänge ermöglicht. Es geht nicht darum, eine festzuschreibende Wahrheit über ein Leben herauszufinden oder Menschen einer bestimmten Gruppe zuzuschreiben. Vielmehr soll der Blick auf innerfamiliäre Prägungen reflektiert werden. Daraus erwächst Verständnis dafür, wie wir uns und unsere Gegenwart sehen. Und es entstehen immer neue Fragen. Dieser Prozess kann dennoch nur dann in Gang gesetzt werden, wenn die Freiwilligen den Interview-Auftrag wahrnehmen und sich auf das Gespräch mit der anderen Person einlassen. Es kam vor, dass einzelne Freiwillige kein Interview gemacht haben und sich aus der biographischen Arbeit zurückgezogen haben. Manchmal übernehmen auch die Freiwilligen die in ihren Familien dominierenden Erzählungen, ohne deren Inhalt zu reflektieren. Das könnte dazu führen, dass sich die familiären Prägungen im Laufe des biographischen Arbeitens verfestigen anstatt kritisch betrachtet zu werden. Hier kann aber die Interaktion mit der internationalen Gruppe eine wichtige Rolle spielen. Bestimmte Fragen erschließen sich erst in der Gruppe.

Einige Freiwillige spüren zum Beispiel, dass in ihren Familien über bestimmte Themen – etwa den Nationalsozialismus oder den Kommunismus – nicht gesprochen wird. Wenn sie dann in einer internationalen Gruppe erleben, welche Fragen aufgeworfen werden (z.B. Vertreibung, Flucht) – dann kann es auch für sie eine Bedeutung erhalten, dass in ihrer Familie diese Themen ausgeklammert werden (z.B. wie kommt es, dass meine Familie während des Krieges in einem Gebiet war, das nicht zu Deutschland gehört hat – und dass die Familienerzählung keine Erklärung dafür beinhaltet?).

Auch auf nationale Narrative soll niemand festgelegt werden – jedoch zeigt sich gerade beim familienbiographischen Arbeiten in internationalen Gruppen, dass es diese Narrative gibt und dass sie uns und den Kontext unserer Gesellschaft beeinflussen. Die kritische Auseinandersetzung mit familiären Prägungen ist oft der Anlass, diese Narrative zu hinterfragen und eigene Positionen bewusst zu formulieren.

Interessant ist es aus diesem Grund auch, wenn in der Familie etwas erzählt wird, was quer zum offiziellen nationalen Narrativ läuft, oder wenn Themen benannt werden, die im offiziellen Narrativ keinen Platz haben. Für Gruppen, die innerhalb ihrer Gesellschaft marginalisiert sind, hat es deswegen eine existentielle, identitätsstiftende Bedeutung, ihre Geschichte zu erzählen – die der Israelin mit äthiopischen Wurzeln, die der Großeltern, die zunächst sowjetische Kriegsgefangene in Hitler-Deutschland und dann in sowjetischen GULAGs waren – und vieler anderer.

In einer international zusammengesetzten Gruppe wird deutlich, dass es nicht nur eine Erinnerungskultur gibt, sondern eine Vielfalt der Erinnerungskulturen, die nicht immer mit nationalen Narrativen identisch sind. Wenn die Freiwilligen sich gegenseitig ihre Geschichten erzählen, ist es manchmal das erste Mal, dass Menschen realisieren, dass es anders sein kann.

Einige Freiwillige sind dabei besonders mutig. Dass sie kritische Fragen wagen, ist auch für andere anregend.

Eine Freiwillige aus Polen grübelt darüber, dass sie die Geschichte ihres einen Großvaters nicht genau kennt. Sie hat den Verdacht, dass er an Verbrechen beteiligt gewesen ist. Ihre Arbeit an dem Thema, ihre Fragen und Phantasien dichtet sie zu einem emotionalen Lied, das sie klagend vorträgt.

Vielleicht findet sich in einer internationalen Gruppe auch leichter eine Offenheit für Unterschiede – vielleicht trauen sich Freiwillige hier auch etwas, das in anderem Kontext nicht so leicht möglich wäre. Wenn die Erwartung (der Familie, des gewohnten Umfeldes) nicht so fest ist, verspürt man mehr Freiheit, Fragen der Identität nachzugehen oder diesen Begriff zu hinterfragen.

Ziel des familienbiographischen Arbeitens bei ASF ist es, sich die eigenen Prägungen bewusst zu machen, die Sensibilität dafür zu schärfen, was nicht erzählt wird – und eine Ahnung davon zu erhalten , dass es sinnvoll sein kann, der Frage nach dem Nichterzählten immer und immer wieder nachzugehen. Das größte Kompliment ist es, wenn Freiwillige am Ende des Jahres sagen: »Ich möchte unbedingt weiter familienbiographisch arbeiten«.

Nachdenken über eine deutsche Biographie nach einem ASF-Freiwilligendienst in Israel

Emily Philippi

Mit einer Gruppe von Deutschen in einer KZ-Gedenkstätte – »Mensch, die hatten ja nicht gerade Privatsphäre hier«, sagt eine Frau, als wir die Gefängniszellen besichtigen. »Und da muss mer ja arg gefroren haben!«, sagt ein anderer. »Ja, die mussten zäh sein, die Häftlinge.« Als wir die zur Dokumentation stehengelassenen Gefängnistoiletten besichtigen, versucht einer einen Witz zu machen: »Sie haben hier ja hoffentlich noch andere Klos... ich muss nämlich auch mal.«

Man könnte sagen, Kritik an diesem Verhalten wäre Haarspalterei – ich sage, das war Indolenz. Nachdem ich ein Jahr lang in Israel verbracht, viele Holocaustüberlebende persönlich kennengelernt und mich ausführlich mit NS-Geschichte auseinandergesetzt habe, kann ich ein – und sei es noch so unterschwelliges – Verhalten von Deutschen in Gedenkstätten, das Gelassenheit, Gefasstheit, Bezugslosigkeit und damit gerechtfertigte Anflüge von Witzelei kommuniziert, in der sich zugleich eine tiefere Forderung verbirgt, nicht akzeptieren.

Dieses Beispiel war nun ein Erlebnis mit Menschen, die sich aus Eigeninitiative so viel mit dem Nationalsozialismus beschäftigen, dass sie immerhin den Weg in eine Gedenkstätte finden.

Anderswo sieht es bekanntlich viel drastischer aus. Laut der renommierten »Mitte«-Studien der Universität Leipzig bejahen 8,4 Prozent der Deutschen die Aussage: »Der Nationalsozialismus hatte auch seine guten Seiten.«

Im Folgenden möchte ich erklären, warum ich es für ausgesprochen wichtig halte, dass sich jeder in Deutschland geborene Mensch nicht nur mit der NS-Geschichte auseinandersetzt, sondern dabei auch reflektiert, was die Geschichte und die bis in unsere Gegenwart hineinreichenden Folgen von Handlungen und Ideen des Nationalsozialismus ganz persönlich für ihn oder sie im Kontext seiner oder ihrer Lebensrealität bedeuten.

Gedenken

Im November fanden wieder vielerorts Gedenkveranstaltungen statt. Es ist natürlich keine Frage, dass diese Gedenkveranstaltungen wichtig sind. Aber gerade darum ist es auch wichtig, wie sie stattfinden, wovon sie sprechen und wovon nicht. Problematisch empfinde ich es, wenn bei solchen Anlässen

zusammenhangslos politische Parolen – gerade wenn es um Themen wie Widerstand oder Friedenspolitik geht – ausgerufen werden und dabei zugleich ignoriert wird, dass man sich in Deutschland befindet. Es muss beachtet werden, was in unserem Land passiert ist. Die Jahre '39-45 kann man sich weder weg- noch in ein anderes Land denken.

Es stellt auch eine Form der Verfälschung dar, wenn Gedenken der Opfer gedenkt und die Täter_innen vergisst, als hätten wir heutigen Deutschen nichts damit zu tun.

Die Gedenkveranstaltungen übrigens, die ich in Israel erlebte, unterschieden sich grundsätzlich. Die Brücken bestanden – die Nachfahren der Opfer sahen ihre Verbindung in diese Zeit, bezogen die Prägung ihrer heutigen Lebensrealität durch die Jahre des Holocaust mit ein. In Deutschland hat man nicht selten das Gefühl, dass auf Gedenkveranstaltungen oder in Gedenkräumen ein Jahrzehnte andauernder Cut existiert. Schwarze Räume. Schwarze Zeilen.

Schuldfrage

Oft höre ich Deutsche sagen: »Nein, ich will mich nicht länger dafür schämen. Ich will endlich mal wieder ein reines Gewissen haben.«

»Wer verlangt denn von dir, dich zu schämen?« frage ich dann zurück. »Und geht es um dein Gewissensgefühl oder geht es um die Sache, wie sie war und ist?«

Oft wird die Schuldfrage überspitzt gestellt: Ja oder nein? Ich halte diese Formulierung für fatal. Einerseits kann einer dann antworten: »Hey, ich war doch nicht dabei!« und die Sache scheint erledigt. Andererseits würde eine formelle Anerkennung der Schuld, die mehr als Floskel sein sollte, eine ungeheure Menge an Konsequenzen fordern, die zu erörtern es ebenfalls gelten würde. Mit einem »Ja« wäre es also längst nicht getan.

Vielleicht sollte man nicht von der Schuld, sondern von dem persönlichpolitisch-sozialen Zusammenhang ausgehen, wenn sich Menschen in Deutschland fragen: Was bedeutet es, Nachfahrin der Nazis zu sein?

Die Felder, auf denen wir Antworten suchen können und sollten, sind vielfältig:

Was hat es mit mir, mit meiner Familie, meiner Beziehung zu meiner Familie, meiner Erziehung durch meine Familie und darum auch mit meiner Persönlichkeit zu tun?

Was ist von der Ideologie des Deutschseins geblieben – wo sind sie hin, die Allmachtsphantasien, die imperialistischen Ansprüche, die Volkstümelei, der Nationalismus, der Hass gegenüber anderen Nationen und Religionen?

Soll all dies Gedankengut etwa ab 1945 schlagartig nicht mehr gedacht worden sein? Da würde nicht nur die Wissenschaft widersprechen – ein Blick in die Zeitung oder beispielweise nach Sachsen genügt mittlerweile.

Andererseits: Was bedeuten die historisch-politischen Tatsachen für das heutige politische Handeln Deutschlands?

Was bedeutet es für mein Verhalten als nun mal in Deutschland geborene Person in anderen Ländern und gegenüber Menschen aus anderen Ländern?

Politische Dimension

Oft fällt mir auf, wie zynisch über die Schuld der Deutschen im 3. Reich hinweggegangen wird.

Man denke zum Beispiel daran, dass der Sozialrichter Jan-Robert von Renesse, weil er sich für Gettorenten-Ansprüche von NS-Opfern eingesetzt und sich nicht gescheut hatte, staatliche Institutionen zu kritisieren, vom Justizministerium in NRW verklagt wurde.

Auch die selbstbewusste Zurückweisung von Forderungen nach Restitutionen – wie z.B. als 2014 die Jüdische Gemeinde Thessaloniki forderte, das Lösegeld, mit dem die Gemeinde 9.000 Juden aus der Zwangsarbeit freikaufte, und die Fahrkarten ins Konzentrationslager, die Juden bei der Deutschen Bahn selbst kaufen mussten, zurückgezahlt zu bekommen – ist beschämend, besonders angesichts einer Bundeskanzlerin, die anlässlich eines Besuchs in Jerusalem im April 2007 sagte: »Nur indem mein Land, nur indem Deutschland seine immerwährende Verantwortung für diese schrecklichste Zeit und für die grausamsten Verbrechen in seiner Geschichte voll und ganz annimmt, können wir die Zukunft gestalten – nur so und nicht anders.«

Persönliche Dimension

Während meines ASF-Jahres in Israel haben wir uns in der Gruppe oft darüber unterhalten, was es bedeutet, als Deutsche_r in Israel zu sein. Viele von uns waren unsicher. Besonders wichtig war uns die Frage, wie man den Schoa-Überlebenden, die wir alle besuchten, von der eigenen Familie erzählt.

Während eines Seminares versuchten wir auch biographisch zu arbeiten. In kleinen Gruppen erzählten wir uns von unseren Eltern, Großeltern und Urgroßeltern. Die meisten von uns hatten Verwandte, die in das System des Nationalsozialismus verstrickt waren: Wehrmachtssoldaten, Offiziere, NSDAP-Mitglieder. Einige erzählten zudem von Eltern, die sich in der 68er-Bewegung ihrer Elterngeneration entgegengestellt hatten (und dabei vielleicht

trotz der inhaltlichen Umkehrung, in den Strukturen – Hierarchisierung und Kollektivierung z.B. – von ihnen gar nicht so grundverschieden waren, wie sie dachten). Und unsere Generation? In manchen Familien wird offen erzählt – wie das damals war in Stalingrad, in Vichy-Frankreich, in der Hitlerjugend. In anderen Familien wird geschwiegen. Die Erinnerung sei schlecht, das sei viel zu lange her. Manche Familien stehen in antifaschistischer Tradition. Andere haben Großeltern, die die AfD wählen und finden, dass die Kinder früher wenigstens besser erzogen wurden. In einigen Familien gibt es Brüche und »schwarze Schafe«. Viele Familien definieren sich schlicht als unpolitisch.

Einmal traf ich in Israel eine Schoa-Überlebende aus den Niederlanden, die, als sie erfuhr, dass ich Deutsche bin, mich mitleidig ansah und sagte: »Da hast du wohl ein Problem«.

Ich widersprach ihr nicht. Dieses Problem anzunehmen, zu erkennen, zu analysieren, ist eine Aufgabe, mit der ich noch längst nicht fertig bin. Ich kann den Faschismus in mir selber nicht abschneiden wie ein Stück Papier und sagen: Da ist er, damit hab ich nichts zu tun. Andererseits gibt es auch die Probleme, die schon in aller Öffentlichkeit demonstrieren, dass der Faschismus gar nicht entfernt sein will, sondern die volle Bildfläche beansprucht.

Dieses Wochenende findet ein Großfamilientreffen meiner Verwandtschaft statt – ich mach mich bei allen schönen Aspekten, die eine Familienfeier mit sich bringt, auch auf sehr unerfreuliche Begegnungen gefasst. Ob man dem Nazionkel oder der unterschwellig antisemitischen Großtante einfach ausweichen soll oder sich verantwortlich fühlt, in der eigenen Familie gegen Faschismus zu kämpfen, ist ebenfalls eine Frage, die einige persönliche Überwindung, durchdachte Kommunikationsstrategien und eine Abwägung zwischen Kompromissbereitschaft und Kompromisslosigkeit fordert.

Karl Kraus sagte einst: »Blutsverwandtschaft ist eine Geisteskrankheit«.

Jede Familiengeschichte verdient es, gehört zu werden

Christina Schakirova

Vor kurzem habe ich meinen Freiwilligendienst mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in der Gedenkstätte Buchenwald beendet. Während dieses Jahres habe ich mich viel mit unterschiedlichen Biographien beschäftigt. Das war für mich eine emotional nicht immer einfache, aber fesselnde und motivierende Überraschung. Warum?

Ich hatte mich nie viel mit der Geschichte meiner Familie befasst. Ab und zu hörte ich von den »uralten« Zeiten der Kindheit meiner Eltern oder Großeltern, aber ich fragte sehr selten nach mehr. Meine Großmutter, zu der ich eine enge Beziehung hatte, war 2008 gestorben. Zu Beginn meines Freiwilligendienstes, ich war 23 Jahre alt, hatte ich schon keine Großeltern mehr.

Als ich den lang ersehnten Platz im Projekt von ASF bekam, konnte ich nicht mal vermuten, dass biographisches Arbeiten dabei eine so große Rolle spielen würde. Ich war bereit, mehr über die Geschichte des Nationalsozialismus zu erfahren. Da aber (soweit ich weiß) keiner von meinen Familienmitgliedern unmittelbar vom Krieg betroffen war, fühlte ich mich am Anfang seltsam. Was konnte ich zum Thema sagen? Ich hatte weder besonders gute allgemeine, noch persönliche Kenntnisse über die NS-Zeit.

Ich verstand aber bald, dass es um viel mehr ging, als bloß um geschichtliche Fakten des Krieges. Es ging darum, was uns allen nah und vertraut ist – um einzelne Menschenleben. Unsere Gruppe bestand aus 18 Freiwilligen aus 7 Ländern. Wir sollten einander zunächst kennenlernen – und wie könnte man das besser tun, als mit Hilfe von persönlichen Geschichten? Beim ersten ASF-Seminar (insgesamt gab es vier) wurden wir ermutigt, über unsere Familien zu sprechen. Dabei lernten wir nicht nur einander, sondern auch uns selbst besser kennen.

Das zweite Seminar war für mich persönlich am schwierigsten. Unsere Aufgabe war es, über einen für uns wichtigen Gegenstand, der mit der Familiengeschichte verbunden ist, zu sprechen. Wir sollten das aus der Perspektive eines anderen Familienmitglieds tun. Es war für mich sehr schwierig, überhaupt einen Gegenstand zu wählen. Meine Entscheidung überraschte mich selbst und brachte mich zu Tränen. Plötzlich ließ ich sehr tief begrabene Emotionen und Gedanken an die Oberfläche kommen. Es war eine echte Offenbarung, wie man Familiengeschichte anhand eines Gegenstandes erzählen kann.

Im dritten Seminar wandten wir uns den narrativen Interviews zu. Die Methode war für mich eine spannende und lehrreiche Entdeckung, durch die ich eine neue Person in meinem Leben besser kennenlernen konnte. Im Laufe des Gesprächs verstand ich, dass die narrativen Interviews einen Doppeleffekt haben können. Einerseits erfährt man mehr über eine Person, andererseits kann es für diese Person auch eine Art therapeutische Wirkung haben, zu erzählen und gehört zu werden. So war es in meinem Fall, aber aus den Präsentationen der anderen war deutlich zu spüren, dass dies auch der Fall bei vielen meiner Mitfreiwilligen war. Die unterschiedlichen Weisen, wie wir alle die durchgeführten Interviews präsentierten und verstanden, waren äußerst spannend zu beobachten: Manche erzählten Geschichten nach, andere ließen uns Aufnahmen hören, eine Person fasste das Gehörte in Lieder. Es war eine bedeutende Erfahrung für alle, denn manche entdeckten eine ihnen bis dahin nicht bewusste Vertrautheit zu ihren Liebsten. Einige entdeckten etwas Neues über sich selbst. Eine Person begann aufgrund der Erfahrung ein langfristiges, mit der Erforschung der Familiengeschichte verbundenes Projekt.

Biographisches Arbeiten ließ mich auch in der Gedenkstätte nicht los. Meine Lieblingsaufgabe war es, die zahlreichen Anfragen an das Archiv der Gedenkstätte zu beantworten. Es gab Anfragen von Wissenschaftlern und auch von einfach Interessierten, die meisten aber waren von den Verwandten der ehemaligen Häftlinge, die mehr über ihre Eltern, Großeltern, Onkel oder andere Familienmitglieder wissen wollten. Dafür musste ich zuerst alle personenbezogenen Unterlagen in unserem Archivbestand finden, sie dann entziffern und die Geschichte einer einzelnen Person in den Kriegsjahren rekonstruieren. Der Umfang der im Archiv vorhandenen Dokumente war sehr unterschiedlich, und »nein« zu sagen, falls es gar keine Infos bei uns gab, fiel mir nie leicht. Bereits für die geringsten Informationen waren die Menschen sehr dankbar, was mir immer wieder zeigte, was für eine wichtige Rolle Familie und ihre Geschichte im Leben der Menschen spielen.

Seine Familie kann man sich nicht aussuchen. Jede_r kann aber die Entscheidung treffen, mehr über seine Familie zu erfahren. Ich werde mich weiterhin mit biographischer Arbeit beschäftigen und versuchen, noch viel mehr von meiner Familiengeschichte zu erfahren. Für diese wichtigen Impulse danke ich den Mitarbeiter_innen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, die mir beibrachten, dass es jede Familiengeschichte verdient, gekannt und gehört zu werden.

Wie Scham über die Schoa Bildungsarbeit anstößt.

Erfahrungen aus drei evangelischen Kirchen in Bayern

Axel Töllner

Kirchenräume und Kirchengebäude sind Erinnerungs- und Gedenkorte. Das Gedenken bzw. Vergegenwärtigen führt in Predigt und Abendmahl ins Zentrum des christlichen Gottesdienstes. Die anamnetische Dimension des christlichen Glaubens schlägt sich aber auch in Architektur und Ausstattung von Kirchen nieder. Aber die Kirchenräume und ihre Kunstwerke sind selbst zugleich Gegenstand des Gedenkens.

Kirchenräume und Kirchengebäude sind Erinnerungs- und Gedenkorte. Ihrem Wesen nach wollen und sollen sie Orte der Versöhnung und des Friedens sein, und doch erinnern sie auch daran, welche Formen der Hass der Gläubigen und Feindschaft im Namen des christlichen Glaubens annehmen kann. Dies gilt insbesondere für Hass auf und Feindschaft gegen Jüdinnen und Juden.

I.

Die mehr als 750 Jahre alte Pfarrkirche St. Sebald gehört zu den touristischen Highlights bei Nürnberg-Besuchen. Der Kirchenraum beherbergt Werke herausragender Künstler, deren namhaftester sicher Albrecht Dürer war. Die Ev.-Luth. Kirche in Bayern hat für die Erschließung des Kirchenraums bereits vor knapp 30 Jahren eine halbe Pfarrstelle für Touristenseelsorge eingerichtet.

Wie die Gemeinde sich zu den judenfeindlichen Darstellungen verhalten solle, war immer wieder Gegenstand kontroverser Debatten. Im Lauf der Zeit wurde deutlicher, wie präsent Judenfeindschaft im Bildprogramm der Kirche ist. Eine wachsende Zahl von Kirchenführungen thematisierte das und fragte, wie sich heute antijüdische Vorurteile erkennen und überwinden ließen.

Kirchenpädagogik nach der Schoa bedeutet, die ganze Geschichte zu erzählen, auch, wenn sie verunsichert und Scham auslöst: Wer also anderen die Sebalduskirche wirklich näherbringen will, muss von Albrecht Dürer erzählen und den antijüdischen Darstellungen.

Dieser Ansatz verdichtet sich bei der »Judensau«-Skuptur aus dem späten 14. Jahrhundert. Sie zeigt vier Männer, die sich an ihren »Judenhüten« identifizieren lassen. Einer füttert die Sau, zwei saugen an den Zitzen und einer sammelt die Exkremente ein. Das ist schon auf den ersten Blick verletzend, ekelhaft und obszön. Doch erst die mittelalterliche Symbolsprache offenbart den Abgrund des Hasses: Das Schwein steht für Schmutz und Ausschweifung, aber vor allem für den Teufel.

Neben dem aktuellen Antisemitismus macht der Ort des Schandbilds Bildungsarbeit besonders dringlich: Mit Nürnberg verbinden sich bis heute die



St-Matthäus, Höchberg, Südwand

»Rassengesetze«, die Vertreibung, Verfolgung und Vernichtung der europäischen Iudenheit vorbereiteten.

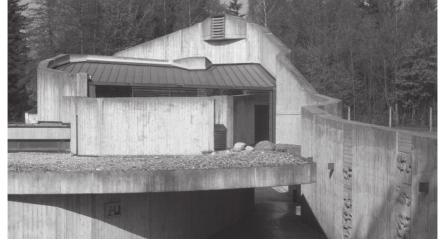
Der Kirchenvorstand erklärte deshalb im Jahr 2005: »Das ›Judensau‹-Schmähbild aus dem Spätmittelalter drückt den Judenhass aus, der die Schoa vorbereitet hat. Im selben Ungeist sind jüdische Bürger_innen Nürnbergs bis ins 20. Jahrhundert verachtet und verteufelt, vertrieben und vernichtet worden. Voller Scham verbeugen wir uns vor den Millionen Opfern des Judenhasses. Wir bitten sie und unseren gemeinsamen Gott um Vergebung.«

2.

Rund 15 km südwestlich von Würzburg liegt der Ort Höchberg. Dessen Einwohner waren bis zum Zweiten Weltkrieg entweder katholisch oder jüdisch. Die Jüdische Gemeinde zählte maximal etwa 200 Seelen. Wie die anderen jüdischen Landgemeinden schrumpfte seit dem späten 19. Jahrhundert auch die Höchberger. Viele waren in die Städte abgewandert, sodass 1933 weniger als 20 Jüdinnen und Juden im Ort lebten. Am 10. November 1938 schändeten und verwüsteten SA- und SS-Männer die Synagoge aus dem frühen 18. Jahrhundert.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gründeten Flüchtlinge eine evangelische Gemeinde, die in den frühen 1950er Jahren die frühere Synagoge erwarb und zur Matthäuskirche umbaute. Nach einigen Jahrzehnten des Stillschweigens begann die Gemeinde mit ihrem damaligen Pfarrer Martin Eisen in den 1990er Jahren, sich aktiv mit der jüdischen Geschichte ihrer Kirche zu beschäftigen.

Sie gedachte regelmäßig der früheren jüdischen Höchberger, vermittelte in einem »Synagogen- und Kirchenführer« einer breiteren Öffentlichkeit die



Evangelische Versöhnungskirche in der KZ-Gedenkstätte Dachau

jüdische Vergangenheit ihrer Kirche und machte die frühere synagogale Funktion bei der Gestaltung des Innenraums sichtbar.²

Etwa im Jahr 2005 begannen Pfarrer Eisen und die Religionslehrerin, Pfarrerin Angelika Wagner, mit Schülerinnen und Schülern der Höchberger Realschule zur jüdischen Ortsgeschichte zu forschen. Sie sammelten biografisches Material zu den letzten sechs Höchberger Jüdinnen und Juden. Im Jahr 2008 präsentierten sie ihre Forschungsergebnisse, und der Kölner Künstler Gunter Demnig verlegte »Stolpersteine« vor ihren früheren Wohnhäusern.

3. Im Jahr 1967 weihte die Evangelische Kirche in Deutschland die Versöhnungskirche auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau ein. Die Initiative ging von niederländischen Protestanten aus, die ehemals im Konzentrationslager inhaftiert waren. Sie regten einen Gedenkort für die Menschen an, die im Konzentrationslager ums Leben kamen und ermordet wurden.

Architekt der Versöhnungskirche ist der 1927 geborene Architekt Helmut Striffler. Aus seiner Erfahrung als Wehrmachtssoldat entwickelte er eine Architektur, die sich sowohl der Todeslogik der Lagerarchitektur entziehen und zugleich als religiöse Gedenkstätte dem Leiden der Opfer wie der Schuld der Täter Raum geben sollte. Wie er sich als Soldat zum puren Überleben in die Erde eingegraben hatte, grub er auch den Kirchenbau ein. Striffler vermied zudem die rechten Winkel, nach denen das Konzentrationslager konzipiert war. Mit dem komplett unsymmetrischen Grundriss drückte Striffler die tiefe Verstörung aus, mit der es die Scham zu tun hat.

Für Björn Mensing, den gegenwärtigen Pfarrer an der Versöhnungskirche, inspiriert die Architektur bis heute das pädagogische und geistliche Angebot

dort. Erst die heilsame Distanz zwischen Lagerarchitektur und Kirchenbau eröffne den Besucherinnen und Besuchern, ihre Eindrücke zu reflektieren und in stiller Andacht oder in Bildungsangeboten sowohl über Opfer als auch Täter innen nachzudenken.

Seit den 1980er Jahren konzentriert sich die Bildungsarbeit der Versöhnungskirche außerdem auf die aktuellen gesellschaftlichen und kirchlichen Herausforderungen durch Formen von Hass und Extremismus. Dazu leisten auch ASF-Freiwillige aus verschiedenen Ländern ihren Dienst, meist für ein Jahr.

Zum 60. Jahrestag der Befreiung des KZ Dachau benannte der damalige Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Wolfgang Huber, in seiner Predigt Anstöße, die Scham der Bildungsarbeit geben kann: »Die Scham über die von Deutschen verübte Gewalt und die Solidarität mit ihren Opfern muss fest im kulturellen Gedächtnis verankert bleiben. Die Stimmen derer, die dieses Erinnern verdrängen und darin gar einen Ausdruck ›nationaler Befreiung‹ sehen, dürfen in Deutschland kein Echo haben. Deshalb müssen wir gerade in einer Zeit, in der die Zahl der Zeitzeugen schwindet, der Erinnerungsarbeit einen festen Platz in unserer Gesellschaft geben – und auch in der Arbeit unserer Kirchen. Von der Befreiung Israels aus der Knechtschaft in Ägypten sollen dem biblischen Gebot zufolge die Eltern erzählen, wenn sie so gefragt werden. Von der Befreiung Europas aus der Sklaverei menschenverachtender Gewalt haben wir zu berichten, wenn unsere Kinder uns fragen. An uns ist es, dann zu bekennen, worin wir unsere Überzeugungen und Werthaltungen verankert wissen: Darin, dass wir Gott allein die Ehre geben und unseren Nächsten lieben.«

Eisen, Martin: Matthäuskirche Höchberg, Höchberg 2008.

Ev.-Luth. Kirchengemeinde St. Sebald: Faltblatt Judenfeindliche Darstellungen an der Nürnberger Sebalduskirche [Nürnberg 2009].

Huber, Wolfgang: Predigt im Gottesdients zum 60. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau (Hebräer 13,7–16) [2005],

https://www.ekd.de/predigten/predigt_predigten_huber.html (2016-11-04).

Kappel, Kai/Müller, Matthias/Janson, Felicitas (Hg.): Moderne Kirchenbauten als erinnerungsräume und Gedächtnisorte, Regensburg 2010.

Kraus, Wolfgang/Schneider-Ludorff, Gury/Dittscheid, Hans-Christoph (Hg.): Mehr als Steine... Synagogen-Gedenkband Bayern III/2, Lindenberg 2015.

Laussmann, Sonja: Über diese Steine soll man stolpern, https://www.mainpost.de/regional/wuerzburg/UEber-diese-Steine-soll-man-stolpern;art736,4720965 (2016-02-24).

Der virtuelle Rundgang von St. Sebald mit einer Erklärung zur »Judensau«-Plastik und einer Stellungnahme des Kirchenvorstands kann hier abgerufen werden: http://www.sebalduskirche.de/index.php?id=115.

² Der virtuelle Kirchenführer von St. Matthäus, der auf die Vergangenheit der Kirche als Synagoge verweist, kann hier eingesehen werden: http://www.hoechberg-evangelisch.de/index.php?id=38&L=ldrpsseysmall.

Die Häftlinge mit dem Rosa Winkel

Eine Veranstaltung mit ASF Freiwilligen in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Auschwitz/Oświęcim, Polen (2016)

Lutz van Dijk

Vor 27 Jahren – im Juli 1989 – fuhr ich zum ersten Mal mit einer Gruppe schwuler Männer aus Norddeutschland sowie einem homosexuellen Auschwitz-Überlebenden, damals 77 Jahre alt, in die Gedenkstätte Auschwitz. Wir waren seinerzeit die erste offen schwule Gruppe, die das ehemalige Konzentrationslager besuchte. Die Internationale Jugendbegegnungsstätte in Oświęcim, in der wir eine Woche lang wohnten, bestand damals erst seit drei Jahren.

Dieses Mal – vom 11. bis 13. Juli 2016 – reiste ich allein zur Gedenkstätte Auschwitz. Erneut wohnte ich in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte, unter anderem gemeinsam mit etwa 30 deutschen zukünftigen Freiwilligen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Polen, die einem Angebot gefolgt waren, die Gedenkstätte zu besuchen.

Alles hatte begonnen mit der Berliner Premiere meines Buches »Endlich den Mut ...« Briefe von Stefan T. Kosinski, 1925-2003 (Querverlag Berlin 2015) am 13. Mai 2015 im Schwulen Museum. An diesem Abend entstand die Idee, dieses und auch das bereits bekanntere Jugendbuch »Verdammt starke Liebe. Die wahre Geschichte von Stefan K. und Willi G.« (zuerst Rowohlt Verlag 1991, jetzt auch Querverlag) auf einer öffentlichen Veranstaltung in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Oświęcim vorzustellen.

Das Buch erzählt von dem polnischen Jugendlichen Stefan, damals 17 Jahre alt, der 1942 von einem deutschen Gericht im besetzten Polen nach § 175 verurteilt wurde und die NS-Zeit nur knapp überlebte. Spontan sagte ich zu.

Kurz vor meiner Abreise feierte die Jugendbegegnungsstätte Oświęcim ihr 30-jähriges Jubiläum. Eine öffentliche Veranstaltung zum Thema der »Häftlinge mit dem Rosa Winkel in Auschwitz« hatte es bis dahin nicht gegeben.

Damals und heute

Oświęcim ist heute eine Kleinstadt mit ca. 40 000 Einwohnern und einer jahrhundertelangen katholischen Tradition. Es liegt etwa 50 Kilometer westlich der Großstadt Krakau.

Die schreckliche Vergangenheit des KL Auschwitz, zu dessen Stammlager man vom Stadtzentrum aus zu Fuß gehen kann, wird nicht verleugnet – an zentraler Stelle weist eine Tafel darauf hin, wer hier zu den mehr als 1,1 Millionen

Ermordeten gehörte (auch dies Europa-kofinanziert): ca. 1 Million Juden, ca. 70-75 000 Polen, ca. 21 000 Roma, ca. 15 000 Russen, ca. 10-15 000 Angehörige anderer Nationen. Die Täter werden als »Nazis« bezeichnet, mit dem Wort »Deutsche« wird vorsichtig umgegangen.

Am Ankunftstag ist es heiß, über 35 Grad. Am zweiten Tag gießt es in Strömen. Für den Vormittag habe ich für 41 Złoty (ca. 10 Euro) die normale 3 1/2 Stunden-Tour für Touristen gebucht.

Es ist ein Zufall, dass ich wenig später beim Warten am Security Check vor der Gedenkstätte mit einer jungen Frau aus Bulgarien ins Gespräch komme. Sie erzählt mir, dass ihre Urgroßmutter hier als Roma vergast wurde. Als ich ihr zu der guten Ausstellung gratuliere, sagt sie: "Glauben Sie mal nicht, dass das von selbst kam! Leute wie mein Vater haben endlos Briefe geschrieben, Eingaben gemacht, das meiste Material selbst recherchiert. Nur so geht das. Nichts kommt von selbst."

Eine Führung durch das Stammlager Auschwitz und das Außenlager Birkenau

Unsere Gruppe besteht aus ca. 30 deutschen Besuchern, auch Kinder im Alter von acht bis zehn Jahren sind dabei. Wegen des Regens haben viele am Eingang erhältliche Plastik-Ponchos gekauft. Jeder erhält einen Kopfhörer. Unser Guide Barbara, eine Polin von vielleicht Mitte 40, die sehr gut Deutsch spricht, überprüft, ob alle das richtige Signal eingeschaltet haben, um sie hören zu können: »Sie müssen den Knopf auf 6 schalten!«

Dann geht sie voran, die Gruppe stolpert durch den strömenden Regen hinterher. Alle fünf bis zehn Minuten startet eine neue Gruppe in einer anderen Sprache, über Monitor ist die Startzeit angegeben. Alles gut organisiert. Wer zu spät kommt, hat Pech gehabt.

Als wir bei der Tafel mit den Winkel-Markierungen sind, frage ich Barbara, ob sie wisse, wie viele Rosa-Winkel-Häftlinge es gegeben habe. Sie antwortet kurz, aber nicht unfreundlich: »Ungefähr 40.« Niemand sonst hat eine Frage.

Ich erinnere mich genau an einige Plätze von damals. An der Hinrichtungsmauer, der sogenannten »Todeswand«, hatten wir am letzten Morgen Blumen mit einem Band in drei Sprachen (Deutsch, Englisch und Polnisch) niedergelegt – darauf war zu lesen: »Für unsere schwulen Brüder, Väter und Großväter«. Als wir am Nachmittag abfuhren, gingen zwei von uns zum persönlichen Abschied nochmal vorbei. Da hatte jemand die Blumen schon in einen nahen Müllcontainer geworfen.

Später geht es mit dem Bus ins Außenlager Auschwitz-Birkenau. In der Nähe der Todesrampe, wo früher die Selektionen für die Gaskammern stattfanden,

nimmt mich Barbara plötzlich zur Seite und sagt leise zu mir: »Ich habe die Zahl 40 vorhin als reine Vermutung genannt. Es waren nur wenige, aber ich weiß nicht wie viele.«

Der Vortrag in der Jugendbegegnungsstätte

Der geplante Seminarraum, der auf etwa 50 Personen angelegt ist, erweist sich am Abend schnell als zu klein. Nicht nur alle Freiwilligen von Aktion Sühnezeichen sind zu meiner Veranstaltung gekommen, sondern auch Lehrerrefendar_innen aus Kassel sowie ein Fußballverein gegen Rassismus aus Duisburg. Darüber hinaus auch die pädagogischen Mitarbeiter_innen der Jugendbegegnungsstätte. Als ich im Rahmen meiner Begrüßung frage, ob jemand von den polnischen Guides gekommen sei, antwortet im Saal von rund 80 Menschen niemand. Später weist mich ein Kollege darauf hin, dass immerhin zwei weibliche polnische Guides im Saal waren, die sich jedoch nicht hatten melden wollen.

Der Abend wird länger als geplant. Die überwiegend jungen Leute fragen viel nach, der Büchertisch ist leergekauft, und am Ende gibt es langen Applaus.

Doch noch Erinnern und Gedenken?

Immer wieder muss ich an die Worte der jungen Bulgarin denken, wie mühsam es war zu erreichen, dass ein offizielles Gedenken für die tatsächlich wesentlich größere Opfergruppe der Roma und Sinti in der Gedenkstätte Auschwitz möglich wurde. Auch in Bezug auf die Gruppe der Gefangenen mit dem Rosa Winkel wird es nicht von selbst gehen.

Es darf aber nicht allein auf die Größe einer Opfergruppe oder ihre Nationalität ankommen. Um die Ideologie und das System des Nazi-Terrors zu begreifen, ist es wichtig, auch um die Verfolgung von Homosexuellen zu wissen. Zu diesem Zweck benötigen wir dringend persönliche Geschichten, die nicht nur menschliche Einfühlung ermöglichen, sondern auch ein Erkennen der persönlichen wie gesellschaftlichen Zusammenhänge fördern.

In einem wissenschaftlichen Artikel von Dr. Bohdan Piętka (2014) finden sich erstmals Fotos der in Auschwitz umgekommenen Rosa-Winkel-Häftlinge Oskar Birke (1893–1941), einem Bauern, und dem Gerichtsassessor Rudolf von Mayer (1905–1942). Worauf basierte ihre Verurteilung nach § 175? Woran starben sie mit nur 48 bzw. 36 Jahren nach relativ kurzer Zeit in Auschwitz? Der Angabe »Fleckfieber« auf einer der beiden Karteikarten ist wohl nur begrenzt zu trauen.

Ein neuer Anfang ist gemacht. Es gibt polnische und deutsche Historikerinnen und Historiker, die bereit sind, zusammen zu arbeiten. Mögen sie sich nicht von immer wieder scheinbar unüberwindlichen politischen, religiösen und anderen Hürden beirren lassen.

Das Gedenken an die homosexuellen Männer, die in Auschwitz litten und zum größten Teil ihr Leben lassen mussten, darf nicht erneut in einem Müllcontainer der Geschichte landen.

Im Frühjahr 2017 findet eine Veranstaltung zum Thema »Gedenken an homosexuelle Opfer – auch in Auschwitz?« statt.

Informationen auf www.asf-ev.de

Wandel und Annäherung

Ukrainische Erinnerungspolitik im heutigen Europa

Jakob Stürmann

Fast drei Jahre nach der »Revolution der Würde« gibt es in Kiew nur noch wenige Orte, die an den Winter 2013/14 erinnern. Die Straßensperren zwischen Flughafen und Stadt wurden abgebaut. Auch die Sammelaktionen für Verletzte und Tote des Krieges im Osten des Landes sind größtenteils verschwunden. Oberflächlich hat sich Kiew wieder normalisiert und doch ist vieles anders geworden: Die Innenstadt strahlt mit ihren Cafés und Coffee-togo-Ständen eine konsumorientierte Stimmung aus – wie in Warschau oder Berlin. Dafür fehlen die vielen kleinen Büdchen, in denen sie früher bis spät in die Nacht Alkohol, Zigaretten und Süßigkeiten verkauften. Spricht man mit den Menschen, ist ein verändertes Bewusstsein deutlich zu spüren. Das Land wendet sich Ostmitteleuropa zu. Eine Entwicklung, die sich auch auf die Erinnerungspolitik auswirkt. Wichtigstes Merkmal: Es soll nun der unterschiedlichen Opfergruppen nationalsozialistischer wie auch stalinistischer Verbrechen gedacht werden.

Dieser Wandel lässt sich am 75. Jahrestag der Gräuel von Babyn Jar gut nachvollziehen. Babyn Jar: Das war eine Schlucht bei Kiew, in der im September 1941 bei Massenerschießungen innerhalb von 36 Stunden über 33.500 Jüdinnen und Juden unter Befehl der deutschen Sicherheitspolizei und des »Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS« ermordet wurden. Dieser Ort steht stellvertretend für die unzähligen Massenerschießungen an der jüdischen Bevölkerung aus Ostmitteleuropa während des Krieges.

Doch auch danach blieb die Schlucht ein Erschießungsort: Jüdinnen und Juden, Roma und Sinti, sowjetische Kriegsgefangene, Kommunist_innen und ukrainische Nationalist_innen wurden hier während der gesamten Besatzungszeit verscharrt. Wie viele Menschen insgesamt in der »Weiberschlucht« getötet wurden, ist unklar. Experten gehen von mehr als 100.000 Opfern aus. Babyn Jar ist somit ein zentraler Ort des »Holocaust by bullets« und gleichzeitig Gedenkort weiterer ostmitteleuropäischer Opfergruppen.

2011 noch sprach der damalige Präsident Viktor Janukowitsch zum 70. Jahrestag von Babyn Jar. Er gedachte der sowjetischen Zivilist_innen und Kriegsgefangenen und erinnerte mit keinem Wort an den Holocaust. Eine Rede, beispielhaft für eine (post-)sowjetische Erinnerungskultur, die die Verschiedenheit der Opfergruppen nicht berücksichtigte und zwischen Zwangsarbeiter_innen, Kriegsgefangenen und Opfern des Holocaust nicht unterschied.

2016 gab es ein völlig anderes Gedenken. Zum einen fanden über 50 zivilgesellschaftlich organisierte Veranstaltungen statt. Zum anderen gedachte die Regierung dem 75. Gedenktag von Babyn Jar mit einem großen Staatsakt. Dazu lud Präsident Petro Poroschenko internationale Delegationen aus Israel, den USA, Deutschland und weiteren Ländern ein. Die Anerkennung der Gräuel und die Beschwörung eines »Nie wieder!« waren die verbindenden Elemente der Reden der Präsidenten Petro Poroschenko, Donald Tusk und Joachim Gauck: Die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus wachhalten, auch für eine bessere und humanere Zukunft. Ebenfalls kam der israelische Präsident Reuven Rivlin zu einem Staatsbesuch nach Kiew und sprach im ukrainischen Parlament.

Der Gedenkort selber, die Schlucht Babyn Jar, hat sich verändert. Heute ist sie Teil der Stadt Kiew, umschlossen von in der Sowjetzeit erbauten Wohnblöcken. In einem öffentlichen Gedenkpark erinnern dreizehn Mahnmale an unterschiedliche Opfergruppen, nun plant die Stadt Kiew hier ein zentrales Holocaust-Gedenk-Zentrum zu errichten. Viele Kiewer Schulklassen besuchten Ende September den Gedenkort und setzten sich kritisch mit dem historischen Ort auseinander.

Die allgemeine Erinnerungspolitik ändert sich gerade oder trotz des Krieges im Osten des Landes noch rasanter als in den Jahren zuvor. So forciert die Ukraine eine erinnerungspolitische Westorientierung und löst sich vom sowjetischen Heldengedenken. Hierdurch wird die Gesellschaft auch mit schwierigen Themen der eigenen Geschichte konfrontiert. Dazu passt, dass Präsident Poroschenko im Juli einen »zweiten Kniefall von Warschau« vor dem Mahnmal der Wolhynien-Opfer machte, wo 1943 Massaker vor allem an polnischen Einwohner_innen stattfanden. Massaker, die unter deutscher Besatzung von ukrainischen Nationalist innen ausgeübt wurden. Ein heute empfindsamer Punkt in der Beziehung zwischen der Ukraine und Polen. Ebenfalls konfrontativ wurde es, als der israelische Präsident Reuven Rivlin im ukrainischen Parlament sprach. Denn dort erinnerte er an die ukrainische Kollaboration während der NS-Zeit und benannte damit eines der schwierigsten Themen der ukrainischen Zeitgeschichte. Rivlins Rede stieß größtenteils auf Unverständnis. Zwar weisen nur wenige Nationalist innen die ukrainische Kollaboration per se von sich, viele empfanden es jedoch als unangemessen, den Staatsakt als Zeitpunkt der Auseinandersetzung zu nutzen.

Es ist schwer das Thema der ukrainischen Kollaboration während der nationalsozialistischen Besatzungszeit, über das unter Historiker_innen in der Ukraine offen und kontrovers diskutiert wird, im erinnerungspolitischen Zusammenhang zu behandeln. Reflexartig werden öffentlichkeitswirksam zwei Extreme bedient: Die eine Seite spricht von russischer Propaganda, die andere beschwört eine rein faschistisch orientierte ukrainische Nationalbewegung. Der Krieg fördert diese Stimmungsmache und Polarisierung. Vergangenheitsvorstellungen sind hierbei ein wichtiges Narrativ, da sie unter anderem mobilisierend und identitätsstiftend wirken können, wie der Historiker Dmytro Myeshkov treffend analysiert. Die vielen vorhandenen analytischen Stimmen zur komplexen historischen Realität der multiethnischen Ukraine des 20. Jahrhunderts sind deshalb bis heute kaum vernehmbar.

Anatoly Podolsky, Direktor des Ukrainischen Zentrums für Holocaust-Studien, forderte jüngst seine Landsleute auf, die Angst vor der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit abzulegen. In Bezug auf die Diversifizierung des Gedenkens an Opfer des Nationalsozialismus scheint dies geglückt zu sein. Die zahlreich organisierten Seminarreihen, Filmvorführungen, Diskussionsrunden und Ausstellungen anlässlich des 75. Gedenktages von Babyn Jar zeigen, dass eine breite Zivilgesellschaft die Diversifizierung der Erinnerung voranbringen möchte.

Zum 75. Jahrestag der Massenermordung von Babyn Jar beteiligte sich Aktion Sühnezeichen Friedensdienste an mehreren Gedenkveranstaltungen und Konferenzen in Kiew. Höhepunkte waren die Eröffnung der Foto-Ausstellung »Gegen das Vergessen« im Park von Babyn Jar sowie die Teilnahme am offiziellen Staatsakt des ukrainischen Präsidenten Petro Poroschenko, zusammen mit Präsident Joachim Gauck und Präsident Donald Tusk.

»Gegen das Vergessen« ist eine Foto-Ausstellung des deutschen Künstlers Luigi Toscano, in der die Besucher_innen im öffentlichen Raum mit mehr als 50 großen Porträtbildern von Überlebenden des Nationalsozialismus konfrontiert werden. Der Künstler installierte die Ausstellung in der letzten Septemberwoche am Gedenkort von Babyn Jar. Sie wurde sowohl von der Kiewer Bevölkerung als auch den internationalen Besucher_innen des Staatsaktes besucht. Die Porträtbilder der Überlebenden boten hierbei einen kaum zu ertragenden Kontrast zum grausamen historischen Vernichtungsort.

Neue Bäume in alten Mauern

International wird der Gedenkort »Wachsen mit Erinnerung« zur Synagoge in Eberswalde als eine der gelungensten Umsetzungen einer lebendigen Erinnerungskultur gelobt

Christoph Villinger

Dieses Denkmal lebt! Ein kleiner Wald, darunter eine große Linde, gewinnt langsam an Höhe in einem geschlossenen Innenhof. In den kommenden Jahren werden die Bäume für alle sichtbar über die Mauern wachsen. Die etwa drei Meter hohen Wände aus Wasch-Beton zeichnen die Außenmauern der 1801 erbauten ehemaligen Synagoge in Eberswalde nach, ein großzügiger Bau im maurischen Stil, blau-weiß gekachelt und mit drei Kuppeln. Die Synagoge wurde in der Reichspogromnacht am 9. November 1938 »von Eberswalder Bürgern« niedergebrannt. Der Innenraum bleibt für immer unzugänglich, um die Leerstelle und Abwesenheit der Synagoge zu symbolisieren, so die Idee der beiden Künstler Horst Hoheisel und Andreas Knitz. Die Außenwände tragen als Inschrift einen Psalm und einen rundum laufenden Text, zur jüdischen Geschichte von Eberswalde. Ȇber 700 Jahre lebten Juden in unserer Stadt und Region und feierten ihre Gottesdienste an unterschiedlichen Orten«, beginnt der Text, um dann daran zu erinnern, das 1931, als ein Blitzschlag die Synagoge entzündete, »herbeieilende Nachbarn beim Löschen halfen«. Anders am 9. November 1938, als die Feuerwehr nur ein Übergreifen der Flammen auf die Nachbarhäuser verhinderte. »Seit dieser Zeit fehlen Eberswalde diese Menschen, Freunde, Mitschüler, Nachbarn, Kollegen, ... « Aber gleichzeitig gedeiht in dem Denkmal »Wachsen mit Erinnerung« für alle sichtbar neues Leben und damit ein neuer Anfang.

Wegen dieser positiven Ambivalenz wird das Denkmal in Eberswalde international beachtet und hoch gelobt. Etwas euphorisch schreibt Professor James Young, der US-amerikanische Vorsitzende der Jury für das Holocaust-Denkmal in Berlin, in einem Brief an die Künstler vom »großartigsten aller Gedenkorte für eine Synagoge in Europa«. Wohl deswegen besuchte zur Einweihung des Denkmals im Herbst 2013 auch Bundespräsident Joachim Gauck zum 75. Jahrestag der Pogrome vom 9. November 1938 die brandenburgische Kleinstadt Eberswalde. Begleitet wurde er von Stephan Kramer, dem damaligen Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland. Damit richtete sich der Blick auf eine kleine Schar von Menschen im Nord-Osten Brandenburgs, die seit der Wende versuchen, bei verschiedenen Themen demokratische Strukturen und eine aktive Beteiligung der Bürger umzusetzen.

Eine von ihnen ist Ellen Grünwald. Für die 1969 in der DDR geborene und in der Nähe von Eberswalde Aufgewachsene war es als Jugendliche eine ganz einfache Frage, die sie zum Thema führte. »Die Geschichte von Anne Frank spielt in Amsterdam, aber jüdisches Leben muss es doch auch in Eberswalde gegeben haben?« Und da die gelernte Erzieherin »nicht nur in Eberswalde leben, sondern an der Stadt auch teilhaben und sie erkunden wollte«, machte sie sich auf die Suche. Doch sie fand keine Spuren, bis auf einen 1966 aufgestellten Gedenkstein am Rande eines Garagenkomplexes der Volkpolizei, der an das Niederbrennen der Eberswalde Synagoge durch »einen faschistischen Mob« erinnerte. »Aber immerhin war es eine Spur ...«. Erst 1993 bekam sie erste Hinweise von einem alten Ortschronisten.

»Und dann gab' es einen unglaublichen Zufall, eines Tages klopfte eine alte Frau an meine Tür, sie sprach amerikanisches Deutsch und fragte, ob sie mal in die Wohnung schauen könne, sie habe hier mal gewohnt«, erzählt Ellen Grünwald. Die Besucherin stellte sich als Lilli Löwenthal (verheiratete Kirsch) vor, der es 1938 gerade noch rechtzeitig gelang, aus Eberswalde über Australien nach Kanada zu emigrieren. Zwar entpuppte sich das mit der Wohnung als kleiner Irrtum, sie hatte im Nachbarhaus gewohnt, aber »wir hatten uns gefunden«. Bald entstand ein lebhafter Mail-Kontakt zwischen den beiden Frauen, Lilli Löwenthal fragte nach vielen Namen und Ellen Grünwald fragte sich, wo sie suchen könne. Im städtischen Museum zeigte man sich eher bedeckt, aber mit Brigitta Heine, Leiterin des Kreisarchivs, fand sie eine Verbündete für die nächsten Jahre. »Sie brannte mit mir für das Thema, wir recherchierten unter anderem einen dicken Ordner zur Familie Löwenthal, wir reisten zusammen nach Israel, wir fanden immer mehr Namen von jüdischen Bürgern aus Eberswalde«. Mit der Zeit waren es über 400 Namen, und damit »wollten wir etwas machen«.

So entstand im Jahr 2008 das sehr aufwendig gemachte und ästhetisch anspruchsvoll umgesetzte »Eberswalder Gedenkbuch«, in dem die Biografien von rund 400 jüdischen Bürgern Eberswalde gesammelt sind. »Meines Wissens ist so ein Buch zumindest in dieser Form in Brandenburg einmalig«, sagt Grünwald nicht ohne Stolz, und die 1.000 Exemplare sind inzwischen vergriffen. »Mir war wichtig, ein Buch zu machen, das den Opfern gerecht wird, und zwar allen«. Immer wieder gab es aus der Bürgerschaft die Frage, ob man außer Salomon Goldschmidt, einem anerkannten Bürger, der unter anderem einen Salon für Jüdische Literatur unterhielt, wirklich alle erwähnen müsse, auch die jüdischen Hausierer? Im Jahr 1929 gab es rund 320 erwachsene jüdische Bürger in Eberswalde, im Jahr 1933 immerhin noch 270, doch dann setzte eine starke Abwanderung vor allem nach Berlin ein, weil die Anonymität der Großstadt besseren Schutz vor dem Antisemitismus der Nazis bot.

Manchem gelang die Flucht ins Ausland, aber mindestens 46 jüdische Eberswalder kamen durch die Verfolgung der Nationalsozialisten ums Leben. Heute



Gedenkort »Wachsen mit Erinnerung«, Eberswalde

gibt es keine jüdische Gemeinde mehr in Eberswalde, nur im nahen Bernau entstand nach der Wende wieder eine kleine Gemeinde.

Ellen Grünwald kann viele Geschichten erzählen, wie schwer sich noch heute manche Bewohner_innen der Stadt mit diesem Teil ihrer Geschichte tun. »So wurde auch bestritten, dass es hier überhaupt jüdische Bürger gab, um dann wenig später, als es um die Verlegung von Stolpersteinen ging, sich zu empören, man könne doch nicht die ganze Stadt zupflastern.« Oder dass für viele klar war, dass »die Juden« im Villenviertel lebten, ihre Recherchen ergaben aber, dass die meisten eher in ärmlichen Verhältnissen rund um den Marktplatz lebten und kleine Geschäfte betrieben. »Sie waren im Wirtschaftsleben integriert«, erzählt Ellen Grünwald weiter, »vor allem seine Textilien und Schmuck kaufte man ›beim Juden«, was für Qualität stand, aber in der Alltagskultur waren die Leben getrennt. Zum Beispiel hatten die jüdischen Schüler wenig Kontakt zu den christlichen Schülern, das jüdische kulturelle Leben spielte sich in der Synagoge ab.«

»Das Erscheinen des Gedenkbuches war zu diesem Thema der Wendepunkt in der Stadt, auf einmal kamen am 9. November zum Platz vor der Synagoge nicht nur ein Dutzend, sondern zwei bis dreihundert Leute.« Trotzdem sieht Ellen Grünwald auch, wie wenige Menschen letztlich die Aktivitäten tragen. Gerade in der ehemals grauen Industriestadt Eberswalde sind die Spannungen zwischen der Vergangenheit und den Versuchen, eine neue Zukunft zu gestalten, offensichtlich. Hier wurde 1990 Amadeu Antonio, Vertragarbeiter aus Mozambique, von rechtsradikalen Jugendlichen mit Baseball-Schlägern ermordet. Nach ihm ist die Amadeu-Antonio-Stiftung benannt und verweist immer auf diesen Teil der Geschichte der Stadt. Aber gerade deswegen ist hier in Eberswalde der Druck besonders groß, Dinge nun anders zu machen. Ein weiteres Beispiel: Aus der ehemaligen Akademie für Forstwirtschaft entwickelte man die »grüne« Hochschule für nachhaltige Entwicklung. Ihre über 2.000 Student_innen prägen heute das alltägliche Stadtbild deutlich mit.

Rotarmisten in brandenburgischen Waldlagern 1945

Thomas Kersting

Im Jubiläumsjahr 2015 – 70 Jahre nach dem Ende des 2. Weltkrieges – richtete sich der Blick der Landesarchäologie auf bislang völlig unbekannte archäologische Relikte, nämlich »neue« militärgeschichtliche Funde und Befunde in Brandenburger Wäldern. Gemeldet wurden sie dem Fachamt durch aufmerksame neue ehrenamtliche Mitarbeiter wie Sieghardt Wolter aus Brandenburg, obwohl ihr Anblick eigentlich seit Jahrzehnten Förstern, Wanderern, Anwohnern und anderen Leuten, die im Gelände unterwegs sind, vertraut sein mussten – nur hat bislang niemand erkannt, dass es sich um geschichtliche Zeugnisse im Boden und damit um archäologische Denkmale handelt.

Archäologischer Befund

In den Wäldern finden sich stellenweise ganze Gruppen von rechteckigen, heute überwachsenen und z. T. mit Bäumen bestandenen Gruben, die noch etwa hüfttief sind, und fast immer an einer Schmalseite eine Zugangsrampe haben. Sie sind meist ganz »militärisch-exakt« entlang von Waldwegen aufgereiht, oft in mehreren Reihen, manchmal nur wenige, aber auch bis zu mehreren Dutzend oder gar Hunderten an einem Ort.

Diese Eingrabungen sind die Reste von halb eingegrabenen Blockhäusern, im Russischen sog. »semljanka« (Erdhütte, oder allgemein milit. Unterstand).

In zeitgenössischen Fotos wie auch im archäologischen Befund ist zu sehen, dass neben der Blockbaukonstruktion auch stabilisierende Pfosten eingesetzt wurden, z. T. stecken sie im Einzelfall heute halb vergangen in ihren Pfostenlöchern, wie bisweilen zu beobachten ist. Auch benutzte man aufrecht stehende Bäume zur Verankerung der Konstruktionen mit großen Eisenkrampen, wie sie noch in situ vorhanden sein können oder beim Fundmaterial auftreten.

Diese Anlagen wurden offenbar »nach Dienstvorschrift« errichtet; denn in einem militärischen Handbuch von damals, dem »Sputnik partisana« (»Begleiter des Partisanen«) gibt es eine Konstruktionszeichnung dazu, die den heutigen Resten gut entspricht.

Die Verbreitung dieser »Waldlager« ist derzeit fast überall rund um Berlin nachgewiesen, wobei man davon ausgehen muss, dass sich noch zahlreiche Stellen unentdeckt im Wald befinden. Interessanterweise finden sie sich nicht nur östlich von Berlin, also in der Hauptstoßrichtung der 1. Weißrussischen Front, sondern häufig auch westlich von Berlin in Richtung Elbe. Im Süden Berlins, wo von Südosten die 1. Ukrainische Front heranrückte, sind solche Waldlager bislang nicht bekannt.

Fundmaterial

Aus diesen Waldlagern der Roten Armee von 1945 stammen zahlreiche Funde. Dort finden sich einerseits relativ wenige militärische Objekte, Abzeichen und Orden, Schilder, technische Gegenstände, selten mal ein Helm oder Fahrzeugund Waffenteile. Andererseits sind die zu den Baulichkeiten und zum täglichen Leben gehörigenden Gegenstände häufiger: Werkzeug, Tür- und Fensterbeschläge, »Einrichtung« wie z. B. aus Geschosshülsen gebastelte Lampen,
Bleche aller Art, militärische Essgeschirre, sowie Kannen, Becher, Töpfe,
Besteck u. a. m. Dabei ist manches mit eingeritzten kyrillischen Inschriften versehen, vor allem individuelle, eigene Gebrauchsgegenstände wie Löffel, oder kleine Aluminiumschilder mit Namen.

Hinzu kommt auch regelmäßig ziviles Material, es reicht von Fahrradteilen und abmontierten Bad-Armaturen wie Wasserhähne und Duschköpfe über zahlreiche Reste von Uhren bis hin zu allen möglichen Wertsachen (Silberbesteck, Rasier- und Feuerzeug, Schmuck) und anderen Kleinobjekten, die offensichtlich der Zivilbevölkerung abgenommen worden waren. Auch Relikte des Nazi-Regimes sind vorhanden: Abzeichen wie Orden oder Mutterkreuze bis hin zu Koppelschlössern der Wehrmacht. Solches angeeignetes Material ist häufig mit eingeritzten Sowjetsternen überprägt. Man hatte sich dafür eigens Schablonen aus starkem Blech hergestellt (so z. B. eine halbe Sternschablone aus einem Lager). Typischerweise werden dabei z. B. Hakenkreuze auf Wehrmachts-Koppelschlössern ausgelöscht, die man dann selber trug, wie Fotos aus der Zeit beweisen.

Dass die Funde in die Zeit um das Kriegsende gehören, bezeugen deutsche, polnische und selten auch sowjetische Münzen mit Prägedaten der 30er und 40er Jahre, sowie ein kyrillisch beschriftetes Schild mit dem Datum 22.4.1945. Regelmäßig fehlt jüngeres und älteres Material.

Die Funde, offensichtlich u. a. aussortierte »Kriegsbeute«, die mit Inschriften versehenen Alltagsgegenstände, die selbst hergestellten (aber auch regulären) Ausrüstungsteile sowie die Reste der Unterkünfte selber, mit offenbar in der Umgebung requiriertem Zubehör (z. B. Türbeschläge und anderes mehr) werfen eine Vielzahl von Fragen auf, von denen die wenigsten schon beantwortet werden können. Wahrscheinlich verblieben in den Wäldern nur Reste, die





Bau einer Semljanka und gefundene russische Ausrüstungsgegenstände

keinen Wert mehr hatten (und die wir heute finden), nachdem die Bevölkerung der umliegenden Dörfer sich nach Abzug der Truppen in die Kasernen alles was noch halbwegs brauchbar war – u. a. sicher vor allem das Bauholz – (zurück)geholt hatte.

Historische Hintergründe

In den Brandenburger Wäldern finden sich heute als archäologische Funde die Spuren der sowjetischen Soldaten, die von einer Zeit erzählen, die von Kampf und Gewalt geprägt war, von Aneignung und Auslöschung, Überwindung und Überprägung im Großen wie im Kleinen, im Physischen wie im Symbolischweltanschaulichen.

Dies illustrieren eindrucksvoll Fundstücke wie Wehrmachts-Koppelschlösser mit ausgelöschtem Hakenkreuz und darüber eingeritztem Sowjetstern und überhaupt die sehr zahlreichen, aus Blechen ausgesägten, ausgefeilten, ausgestanzten Sowjetsterne – sie stehen für das ausgeprägte Bedürfnis der Soldaten, sich zur eigenen Selbstvergewisserung mit ihrem Sieges-Symbol zu schmücken und es auch der Kriegsbeute aufzuprägen.

Den vergessenen Opfern des Vernichtungskrieges ein Gesicht geben

Ingrid Schmidt

Als wir im Freundeskreis über die Waldlager der Roten Armee 1945 rund um Berlin¹ ins Gespräch kamen, hörten wir disparate Meinungen – pro und contra – für die Aufnahme dieses Themas in die ASF-Predigthilfe zum 27. Januar – dem »Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus«.

Die einen erinnerten an die von Rotarmisten verübten Gräueltaten an der Zivilbevölkerung in und um Berlin und hielten das Datum der Veröffentlichung (27. Januar) für nicht angemessen. Die anderen argumentierten mit dem Selbstverständnis der Rotarmisten. Nicht als Opfer, sondern als Helden und Sieger wollten sie im Gedächtnis der Nachgeborenen bleiben, nicht als unter erbärmlichen Bedingungen, in Erdhöhlen hausende Eroberer Berlins. Von Trauer und Siegesstolz zeugt u. a. das sowjetische Ehrenmal in Berlin nahe dem Reichstagsgebäude, 1945 errichtet. –

Etwa 80 000 sowjetische Soldaten starben bei der Schlacht um Berlin. 2,8 bis 3,3 sowjetische Kriegsgefangene kamen ums Leben und zahlreiche Zivilistinnen und Zivilisten.

Im weitläufigen Bereich des Tiergartens, unweit des Reichstagsgebäudes, bzw. nahe dem Brandenburger Tor wird seit Jahren an Opfer der nationalsozialistischen Mordaktionen erinnert: an Millionen Juden, an Sinti und Roma, an Homosexuelle, an Menschen mit Behinderungen (»Euthanasie«), an Berliner Stadtverordnete und Magistratsmitglieder. – Von dem grauenhaften Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen sprach Bundespräsident Joachim Gauck anlässlich einer Gedenkveranstaltung im Mai 2015: »... es liegt bis heute in einem Erinnerungsschatten.«²

Folgende Texte aus ASF-Publikationen widmen sich aus verschiedenen Perspektiven den Opfern des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion und den bis heute nachwirkenden Folgen:

- Irina Scherbakowa: Niemand ist vergessen? Die schwierige Erinnerung an die Leningrader Blockade (Predigthilfe 27. Januar 2014)
- Peter Fischer: Gedanken zu Leningrad / St. Petersburg (Predigthilfe 27. Januar 2014)
- Jui Woronow: Ich kann das niemals vergessen (Predigthilfe 27. Januar 2014)

- Helmut Domke im Gespräch mit Galina Ossinskaja und Wladimir Ossinskij,
 St. Petersburg: Erinnerungen an die Blockade Leningrads (1941–1944)
 (Predigthilfe 27. Januar 2014)
- Ingrid Schmidt: »Ich will nicht malen, ich will schlafen...« Kinderzeichnungen aus Leningrad in Zeiten der Blockade (Predigthilfe 27. Januar 2014)
- Ulrike Huhn: Der Preis des Sieges. Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion und Formen der Erinnerung im (post)-sowjetischen Raum (Predigthilfe Ökumenische Friedensdekade 2016)
- 25 Jahre ASF in Russland: Perspektiven auf ein Land und seine Menschen unter Druck (zeichen 2, 2015)

Diese und andere Publikationen können Sie bestellen unter infobuero@asf-ev.de oder (030) 283 95 – 184.

ı siehe S. 70, Beitrag von Thomas Kersting »Rotarmisten in brandenburgischen Waldlagern 1945«

² ebda., S. 14

KAPITEL III

Materialien für die Gemeinde



Schoa-Überlebende porträtiert in der Fotoinstallation von Luigi Toscano anlässlich der Gedenkfeier zum 75. Jahrestag des deutschen Massakers von Babyn Jar im September 1941

In der Predigthilfe zur Friedensdekade 2016 machten wir aufmerksam auf Jugendliteratur zum Thema »Flüchtlinge«. Hier folgen einige Hinweise zu weiteren Publikationen, die uns ebenfalls geeignet erscheinen für die gemeindliche Arbeit:

Kirsten Boie, Jan Birck: Bestimmt wird alles gut.

Klett 2016, 48 Seiten, 9,95 Euro (ab 6 J.)

Ist der Container ihr neues Zuhause? Nach ihrer Flucht und einer achttägigen Schiffsfahrt, betrogen von Schleusern, wohnen sie – Rahaf und Hassan und die Eltern – im Erstaufnahmelager in Italien. Sie leben von den Erinnerungen an die große Verwandtschaft in Syrien und einer vorsichtigen Hoffnung ...

I.S.

Peer Martin: Sommer unter schwarzen Flügeln

Oetinger 2015, 528 S., 19,99 Euro (ab 16 J.)

– Nominierung durch die Jugendjury für den Deutschen Jugendliteraturpreis! –

Nura und Calvin leben nah beieinander, gleichaltrig – und sind sich doch unendlich fern. Sie ist mit ihrer Familie – ihre Eltern sind Künstler – aus Syrien geflohen und in einem Flüchtlingsheim untergekommen. Er: Förderschüler, Mitglied einer rechten Jugendgang, die Stimmung gegen Asylbewerber macht. Die beiden treffen sich zufällig, mögen sich bald sehr …

I.S.

Morton Rhue: Dschihad Online

Aus dem amerikanischen Englisch von Nicolai von Schweder-Schreiner Ravensburger 2016, 256 S., 14,99 Euro (ab 14 J.)

Khalil gerät in die Fänge von Islamisten. Er und sein älterer Bruder Amir hausen in einem armseligen Loch in einer amerikanischen Kleinstadt. Mit ihren Eltern waren sie als bosnische Flüchtlinge in die USA gekommen. Amir sieht sich im Internet – nicht abgeneigt – gewalttätige Videos von islamistischen Hasspredigern an ... Dem Autor des Jugend-Bestsellers »Die Welle« gelingt es,

Jugendliche spannend und anregend, keinesfalls anbiedernd, zu informieren und zu unterhalten.

(Zudem angenehm lesefreundlich: kurze Kapitel, großzügige Seitengestaltung!)

I.S.

Tomi Ungerer: Warum bin ich nicht du? Antworten auf philosophische Fragen von Kindern

Aus dem Französischen von Alexandra Beilharz, Grit Fröhlich und Margaux de Weck

Diogenes 2016, 192 S., 20 Euro (ab 8 J.)

» Wenn mich einer haut, darf ich dann zurückhauen um mich zu verteidigen? – Pierre 7 Jahre. Die Antwort lautet leider: › Ja – um mir Recht zu verschaffen. Doch Vorsicht ... « – Unterhaltsam, vergnüglich, lehrreich!

I.S.

Jürgen Kaumkötter, Der Tod hat nicht das letzte Wort. Kunst in der Katastrophe 1933–1945

Verlag Galiani Berlin 2015, 383 S., 39,99 Euro

Der Historiker und Kunsthistoriker Kaumkötter, erfahren in vielen Ausstellungsprojekten, erinnert mit seiner umfangreichen Dokumentation auch an die Kunst, die unmittelbar an den Orten des Grauens und der Vernichtung entstanden ist – im Ghetto, in Verstecken und Lagern. Diese Zeichnungen, Aquarelle, Radierungen unterscheiden sich oft signifikant von Werken, mit denen sich Künstler rückblickend der furchtbaren Geschehnisse vergewissern. »Im Lager«, so Kaumkötters Wahrnehmung der Unterschiede, »verloren die Kunstwerke ihre Symbolsprache, wurden direkt, unmittelbar, nach der Befreiung benutzten die Künstler fast nur noch Symbole und Metaphern, diese waren jedoch so stark, dass sie die Bilder fast grotesk wirken ließen.« (S. 17) »Die Kunst der Katastrophe« – so Kaumkötter – ist »die bildende Kunst aus dem unmittelbaren und mittelbaren Einflussbereich des nationalsozialistischen Terrors ...«.

I.S.

Carolin Emcke, Gegen den Hass

S.Fischer, Frankfurt 2016, 240 S., 20 Euro

»Fanatismus ist ein blinder und leidenschaftlicher Eifer, der abergläubischen Anschauungen entspringt und dazu führt, dass man nicht nur ohne Scham und Reue, sondern gar mit einer Art Freude und Genugtuung lächerliche, ungerechte und grausame Handlungen begeht. « Zwischen 1752 und 1772 erschien die Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert und brachte diese Definition von Fanatismus. Sie ist »bis heute gültig«, sagt Carolin Emcke im Schlusskapitel ihres neuen Bandes und hat bis dahin die Formel auf vielen Ebenen dekliniert. Spätestens nach den Trumptiraden ist das Buch nötig zur eigenen Kopfdurchlüftung: Woran haben wir teilgenommen?

Ein Lektüre-Kreis sollte beginnen mit »Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit (Clausnitz)«, weil die Bilder von den den Bus in Clausnitz umringenden Hassjohlern und den angstvollen Frauen hinter der Frontscheibe noch in Erinnerung sind.

Es ist das »Buch zur Stunde«, in der wir eine fürchterliche Konfrontation mit Hass und Missachtung erleben. Carolin Emcke stellt ihrem Vorwort Psalm 69, 3-5 voran: »Ich bin versunken in tiefem Schlamm, wo kein Grund ist... derer, die mich ohne Ursache hassen, sind mehr als der Haare auf meinem Haupte.«

Ein Buch des Mutes und der Verantwortung!

H.R.

Johann-Hinrich Claussen, Reformation

Die 95 wichtigsten Fragen

C.H. Beck Verlag, München, 2016, 176 S., 10,95 Euro

Wie schön, ein geist-reiches Buch zur Reformation zu lesen! Viele Anschläge in den ostdeutschen Ländern sind touristisch nicht zu vermarkten; der Thesenanschlag dafür um so mehr! Doch gleich fragt Claussen in Frage 14: »Hat es Luthers Thesenanschlag am 31. Oktober 1517 tatsächlich gegeben?«, eine von 95 ganz harmlosen und äußerst vertrackten Fragen. So vertrackt wie »War Luther tolerant?« oder »Was hatten die Kinder von der Reformation?«, »Wieso arbeiten Protestanten so gern?«, »Warum wäre Polen beinahe evangelisch geworden?«, »Wie fand Luther sein Glück?«. Der Verlag versichert uns, das

Buch sei »elegant« geschrieben – gut, gut, aber auch mokant, intrigant, süffisant und vor allem: charmant! Sogar mit der bleifüßigen Frage: »Wie sollte man heute den Reformationstag feiern?« kann man jede (jede!) Sitzung mit eröffnen...

H.R.

Jürgen Ebach, Das Alte Testament als Klangraum des evangelischen Gottesdienstes

Gütersloher Verlagshaus, 2016, 368 S., 29,99 Euro

Ja, Ihre Erinnerung ist zutreffend! Es ist ein Korrespondenzband zu Frank Crüsemanns großer Arbeit »Das Alte Testament als Wahrheitsraum des Neuen« von 2011; die Bände ähneln sich nicht nur äußerlich in Form und Umfang, sie sind auch von der verwandten Intention bestimmt, den gemeinsamen Gesprächsraum von AT und NT wahr- und ernstzunehmen. Seit der Arbeit von Crüsemann hat sich aber der Ton gegenüber der Stellung des Alten Testamentes verschärft (wie sich einiges verschärft hat in jüngster Zeit...), denn mit der »Reprise« der Positionen von Markion, Schleiermacher und Harnack durch Slenczka (in des letzteren damaliger Fakultät) erleben wir Ansätze zu einer Entwichtigung des Alten Testamentes.

So nimmt nun Ebach den Gang durch den evangelischen Gottesdienst auf vom Ort, dem Glockenläuten, den Liedern und den im Kirchdienst Engagierten bis hin zum Segen. Wer sich diesem Weg anschließt, wird vom »Im Namen...« über das »Amen« hin zum Eingangspsalm und den Gebeten, dem Gnadenspruch, den Lesungen, dem Credo und dem Kanzelgruß, der Predigt und dem Abendmahl, den Abkündigungen, Fürbitten und Vaterunser Station um Station erleben, wie reich, geradezu gefüllt, gesättigt, geprägt das gottesdienstliche Geschehen von Wort und Geist des Alten Testamentes ist. Es ist seltsam, mit einem Mal kann den Mitgehenden »aufgehen«, wie Ebachs bisheriges vermeintlich spezifisch »alttestamentliches« Arbeiten sich Stück für Stück in diese Gottesdienst-Durchwanderung einfügt, als wolle er nun einmal alle Bausteine sammeln und siehe, sie fügen sich zu einer gottesdienstlichen Architektonik.

Soll man nun die alte Polemik hervorholen und sagen »Praktische Theologie ist nicht praktisch«? Doch bleibt es rätselhaft, dass erst ein Alttestamentler kommen muss, um die Herztöne und den Pulsschlag dieser Zusammenkunft

der Gemeinde transparent zu machen hinsichtlich ihrer Herkunft. Und das geschieht nahezu »leicht und lesbar«!

Es ist für alle, für solche hinterm Lektorenpult, auf der Orgelbank, auf der Kanzel, in den Bänken, ein unerlässlich unterrichtendes Buch geworden – aufklärend, vergewissernd, stärkend und im besten Sinne lehrend. Und wieder fragt man sich, warum erst jetzt? Wie mit einer zugespitzten Bemerkung Jacob Burckhardt Luther bescheinigte, er habe die Katholische Kirche gerettet, weil er sie zwang zu lernen, so darf man Slenczka bescheinigen, er habe die Gottesdienst-Beteiligten genötigt, sich intensiv der glaubensstärkenden Präsenz des Alten Testamentes in ihrer Zusammenkunft zu vergewissern. Dafür sei Ebach Dank gesagt!

Wir von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste freuen uns, dass unsere Publikation »Präfamina« beim Kapitel »Schriftlesungen« als hilfreich wahrgenommen wird!

H.R.

Jehuda Bacon, Manfred Lütz: Solange wir leben, müssen wir uns entscheiden.

Leben nach Auschwitz*

»Meine Bilder haben mich gerettet«: Mit Bildern und Texten erinnerten wir in der Predigthilfe zum Israelsonntag 2015 an Leben und Werk des israelischen Künstlers und Kunstprofessors Jehuda Bacon: 1929 in der Tschechoslowakei geboren, als Dreizehnjähriger mit seiner Familie nach Theresienstadt, dann nach Auschwitz deportiert. Bald nach der Befreiung – »Bei meiner Befreiung war ich fünfzehn Jahre alt, aber hatte die Erfahrungen eines Achtzigjährigen« – ging er nach Israel, studierte in Jerusalem an der Bezalel-Kunstakademie. Später lehrte er u. a. als Professor an eben dieser Akademie. Seine Zeichnungen wurden im Frankfurter Auschwitzprozess als authentische Beweismittel herangezogen. Zum 27. Januar 2015 – 70 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz – wurden u. a. Arbeiten von ihm im Bundestag präsentiert.

Nun liegt eine weitere Arbeit von / mit ihm vor.: »Solange wir leben, müssen wir uns entscheiden.« Im Gespräch mit Dr. Manfred Lütz, Psychiater, Psychotherapeut und Theologe, erfahren wir »von einem Menschen, der Entsetzliches erlebt hat, aber darunter nicht zerbrochen ist«. Kann man auch im Leiden glücklich sein? Diese Frage bewegte Manfred Lütz anlässlich seines Israelbesuches in

den Gesprächen mit Yehuda Bacon. Es entstand trotz der Erinnerungen an Bacons Zeit in den Lagern nicht ein weiteres Buch über Auschwitz. Manfred Lütz, Chefarzt des Alexianer-Krankenhauses in Köln, erzählt von seinen bewegenden Begegnungen mit Yehuda Bacon. Mit seiner Tochter Antonia war Manfred Lütz nach Jerusalem geflogen, sie machte von den Gesprächen Tonund Filmaufnahmen:

»Vier Tage trafen wir uns in der Nähe seiner Wohnung im Leo-Baeck-Institut und redeten insgesamt 14 Stunden miteinander. Er kam immer allein zu Fuß, er wollte nicht abgeholt werden, und er grüßte schon fröhlich am Fenster, bevor er das Haus betrat. Am letzten Tag führte er uns noch durch Yad Vashem. ... Bei Fragen reagierte er nie ungeduldig, überhaupt war er von einer berührenden Herzlichkeit und Höflichkeit, dennoch nie förmlich und immer voller Witz und Humor.« (S. 12)

Die Gesprächsprotokolle präsentiert Manfred Lütz übersichtlich in zehn Kapiteln, jedes Kapitel überschrieben mit einem Wort des Künstlers, z. B.: Kapitel 1: »Von wo kommt das Böse?« / K 2: »Meine Bilder haben mich gerettet« / K 6: »In Grenzsituationen bleibt nur die Herzensbildung übrig.« / K 10: »Lebe dafür, solange du kannst, bei den anderen noch ein Lächeln zustande zu bringen.«

Und was antwortete Yehuda Bacon nun auf die Frage: »Kann man auch im Leiden glücklich sein?« »Das Wort Glück hat bei jedem, der es benutzt, einen anderen Sinn. Aber was ist wirklich der Sinn von Glück, was gibt einem im höchsten Sinne Glück? Und wieder ist die erste Antwort: Die Nähe Gottes, denn das ist für mich der Schlüssel zu allem und dieses Glück kann man auch im Leiden erfahren.« (S. 177) Und dann erzählt er weiter von Menschen in Polen, die unter Lebensgefahr Juden versteckten – »diese Herzensliebe ist plötzlich da« – und erinnert an den Rabbi, »der auf die Frage, wo Gott ist, antwortet: Wo man ihn hereinlässt.« (S. 177 f.)

Mit Dankbarkeit und einem Lächeln habe ich das Buch nach der Lektüre aus der Hand gelegt und mich noch einmal in den großartigen Bild- und Aufsatzband vertieft: Jehuda Bacon. Malerei und Grafik. Herausgegeben von Michael Koller und Jürgen Lenssen. Stiftung Kunstsammlung der Diözese Würzburg / 2015 by Kunstreferat der Diözese Würzburg

I.S.

^{*} Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2016, 101 S.

Für zwölf Monate Geschichte(n) erleben – Verantwortung übernehmen



Jetzt noch bewerben für einen Freiwilligendienst im Ausland mit ASF!

ASF bietet jungen Menschen einen Freiwilligendienst in 13 Ländern und eine kompetente Vorbereitung und enge professionelle Begleitung vor Ort.

www.asf-ev.de/freiwilligendienst | www.facebook.com/asf.de



KAPITEL IV ASF-Freiwillige berichten



Germany Close Up-Teilnehmerinnen am Gedenkstein für die Alte Hauptsynagoge in München

Von guten und schlechten Erinnerungen

Als Freiwillige in einer KZ-Gedenkstätte mit deutschen Schüler_innen um die Vergangenheit ringen

»Danke«, eine deutsche Schülerin kam auf mich zu und sagte dieses eine Wort. Und dabei ging es nicht nur um die Führung, die ich gerade gehalten habe. Sie bedankte sich dafür, dass ich hier war und diesen Dienst in einer Gedenkstätte in Polen machte. Diesen Augenblick werde ich nicht so schnell vergessen.

12 Monate war Lublin mein Zuhause. 12 Monate gab ich in der KZ-Gedenkstätte Majdanek Führungen, betreute Workshops und Gedenkstättenfahrten, für Schülergruppen, für Touristen und ich arbeitete für das Maximilian-Kolbe-Werk.

»Erinnerungen sind wieder lebendig werdende Erlebnisse«, das sagt der Duden. Ich habe viele Erinnerungen an meine Zeit in Lublin. Viele Erlebnisse, an die ich gerne zurückdenke, doch genauso gab es Augenblicke, die umso schwieriger waren, die ich gerne vergessen würde.

Eine dieser Augenblicke war meine Woche mit dieser einen Klasse. Die Schüler hatten keine Lust, sie stöhnten, sie meckerten, sie schienen »null Bock« und



KZ-Gedenkstätte Lublin / Majdanek

»null Respekt« vor dem Ort zu haben, an dem sie sich befanden. Ich gab mir Mühe, diesen jungen Menschen etwas beizubringen und ihnen zu zeigen, wie wichtig dieser Besuch war und was für eine Chance es für sie ist, noch mit einem Zeitzeugen sprechen zu können. Was sie vielmehr interessierte, war das freie WLAN im Touristencenter der Gedenkstätte.

Das war einer dieser Momente, in denen ich dachte, ich sei mit meinem Freiwilligendienst gescheitert und hätte heulen können. Doch dann kam diese eine Schülerin zu mir und sagte »Danke«.

Ich kam mit dem Gefühl nach Majdanek, eine Verantwortung als Mensch, als Deutsche zu tragen. Einem wird immer gesagt, man solle sich nicht schuldig fühlen und ich kann sagen: »Ich bin nicht schuld.« Ich bin 1995 geboren, 50 Jahre nach Kriegsende. Ein seltsames Gefühl bleibt trotzdem.

Ich muss an den Vortrag eines 13-jährigen Schülers denken. Nach einer Woche in Lublin präsentierten die Schüler ihre Ergebnisse. Dieser Junge stellte sich auf die Bühne und sprach drauflos. Er sprach über heutige Konflikte, über Rassismus, Antisemitismus, Hass und schlug einen Bogen zu dem, was er in dieser Woche gelernt hatte. Er sprach über seine Erfahrungen und rührte seine Lehrer_innen und Mitschüler_innen zu Tränen. Mich brachte er zum Nachdenken. Was haben wir wirklich gelernt, heute 71 Jahre danach?

Dann gab es Schüler, die fragten, was passieren wird, wenn es keine Zeitzeugen mehr gibt, um ihre Geschichte zu erzählen? Geschichten, wie die von Halina Birenbaum. Halina erblickte 1929 in Warschau in einer jüdischen Familie das Licht der Welt. Sie war zehn Jahre alt und begann gerade ihr drittes Schuljahr, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. 1940 musste die ganze Familie ins Warschauer Ghetto übersiedeln. Halinas Vater wurde 1942 nach Treblinka verlegt, wo er in den Gaskammern getötet wurde. Im Mai 1943, nach dem Ghettoaufstand, kam Halina mit ihrer Mutter, ihrem Bruder und seiner Frau nach Majdanek. Als 13-Jährige überstand sie die Eingangsselektion und wurde mit ihrer Schwägerin im Frauenlager untergebracht. Ihre Mutter aber wurde direkt in den Gaskammern ermordet, ebenso wie ihr Bruder später in Auschwitz. Im Sommer 1943 wurden auch Halina und ihre Schwägerin in eine Gaskammer geschickt, in der sie eine Nacht ausharren mussten. Es gab nicht mehr genug Gas. Sie überlebten. Danach Auschwitz und Ravensbrück. Schließlich erlebten sie ihre Befreiung 1945 in Neustadt-Glewe.

Ich habe oft mit Schülern darüber gesprochen, was Glück, Hoffnung und Willkür in dieser Zeit bedeutet hat. Wie oft hätte Halina Birenbaum sterben sollen? Wie oft ist sie dem Tod entkommen? Dies sind Geschichten, die ich nie vergessen werde. Die meine ständigen Begleiter sind, auch heute noch. Für mich sind Erinnerungen wie »lebendig werdende Erlebnisse«.

Ich bin dankbar für die Erinnerungen aus meinem Freiwilligendienst, für die guten, aber auch für die schlechten.

Caroline Würth, Jahrgang 1995, war ASF-Freiwillige von 2015 bis 2016 in Lublin in Polen. Dort arbeitete sie in der KZ-Gedenkstätte Majdanek und mit alten Menschen im Maximilian-Kolbe-Werk.



Caroline Würths Freiwilligendienst wurde gefördert durch den Internationalen Jugendfreiwilligendienst (IJFD).

L'dor Vador: Von Generation zu Generation

Dass es sehr kalt war ist mir am besten in Erinnerung geblieben. Ich trug mehrere Lagen an Kleidung. Für Dezember war das Wetter untypisch warm. Dennoch fühlte ich bittere Kälte, als unsere Gruppe das ehemalige Konzentrationslager Sachsenhausen betrat. Ich dachte darüber nach, wie es sich wohl angefühlt haben musste, hier vor 70 Jahren als Gefangene_r anzukommen. Wir schritten durch das Tor vorbei an einem Schild, das wir allzu oft auf Fotos gesehen hatten: "Arbeit macht frei«. Es fegte ein Windstoß durch das Lager. Kälte breitete sich in mir aus. Schwarz-weiß-Fotografien nahmen Farbe an. Dies wurde zu meiner Geschichte.

Es war der Winter 2011 und ich war mit dem Programm Germany-Close Up zu Besuch in Deutschland.

Ich hatte gemischte Gefühle hinsichtlich dieser Reise: Ich war aufgeregt und nervös, was diese Woche mit sich bringen würde. Meine jüdische Erziehung in Kanada hatte die Beziehung zwischen Juden und Deutschen vor allem im letzten Jahrhundert als eine von verheerenden Konflikten gezeichnet. Für mich jedoch war es komplizierter; meine Familie hatte eine besondere Verbindung zu Deutschland. Diese Verbindung spürte ich ab dem Moment, in dem ich in Berlin ankam.

So viel an Deutschland fühlte sich vertraut an: Geschmäcker, Gesichter und Stimmen. Der Weihnachtsmarkt war voll von Erinnerungen, besonders die Spezialitäten. Glühwein schmeckte genauso wie unser »mulled wine« – ein Rezept von meinem Großvater – der im Winter auf dem Herd meines Elternhauses köchelte. Der Lebkuchen brachte Erinnerungen an eine rote Keksdose hervor, die uns jedes Jahr von meinem Großvater in den USA erreichte. Und der Stollen, das fruchtige Marzipangebäck, das hauptsächlich in der Weihnachtszeit verkauft wird, war sogar besser als der in Vancouver.

Ich fühlte mich in zwei unterschiedliche Richtungen gezogen. Auf der einen Seite fühlte sich Deutschland wie Zuhause an, der Ursprung meiner Familiengeschichte und Traditionen. Auf der anderen Seite war dieses Land für den Mord an sechs Millionen Juden verantwortlich, den Tod meiner Großeltern darin eingeschlossen. Ich begann das Dilemma der deutschen Juden in den schwierigen Jahren, die zum Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust führten, zu begreifen: Die Einsicht, dass sich ihr geliebtes Land gegen sie gewandt hatte.

Meine deutschen Wurzeln

Das Lager erschien mir wie ein fiktiver Ort, bis ich durch diese Tore ging. Ich hatte Konzentrationslager auf schwarz-weißen Fotografien gesehen, aber grüne Bäume in der Ferne hatte ich genauso wenig erwartet wie den blauen Himmel, der hinter den Wolken hervorlugte. In meiner Vorstellung waren die Gebäude aus grauem Backstein gewesen und ich war nun überrascht, dass sie dunkelrot waren...

Mein Großvater mütterlicherseits, Friedrich (Fritz) Katzenstein, wurde 1908 in Wiesbaden geboren. Seine Eltern – meine Urgroßeltern – Dorothea (Dora) und Leopold (Leo), ein Arzt, führten ein behagliches Leben in der Mittelschicht der historischen Kurstadt. Mein Großvater folgte in die Fußstapfen seines Vaters und studierte Medizin.

Als Fritz sein Medizinstudium abschloss, beschränkten nationalsozialistische Gesetze deutschen Juden den Zutritt in zahlreiche Berufe, darunter auch Medizin. Ermutigt von seinen Eltern, Leo und Dora, wanderte Fritz 1936 schließlich in die Vereinigten Staaten aus. Während er als Arzt in einer kleinen Stadt im Mittleren Western eine neue Existenz aufbaute, arbeitete er unermüdlich daran, seinen Eltern die Nachreise zu ermöglichen. Leo und Dora konnten dem Krieg jedoch nicht entfliehen. Nach Jahren an zunehmender Drangsalierung und Not wurden sie in Konzentrationslager deportiert: Leo wurde 1942 in Sachenhausen ermordet, Dora 1943 in Auschwitz.

Trotz der zweifellos schmerzhaften Erinnerung an diesen Verlust sprach mein Großvater oft herzlich über sein Heimatland. Er war stolz auf seine deutschen Vorfahren und hatte ihre Wurzeln bis in das 16. Jahrhundert zurückverfolgt. Als ich jünger war, wirkte Opa Fritz mit seinem starken deutschen Akzent auf mich ernst und reserviert. Er starb, als ich erst 11 Jahre alt war, und ich war zu jung gewesen, als dass ich ihn nach seiner Kindheit, dem Krieg und seinem Bezug zu Deutschland gefragt hätte.

Mein Interesse an unserer deutschen Familiengeschichte begann bei meiner Mutter, Dorothea (Dodie) Katzenstein, die nach ihrer Großmutter benannt war, der sie niemals selbst begegnet war. Sie hatte Jahre damit verbracht die Geschichte unserer Familienwurzeln zu erforschen. Nach dem Tod meines Großvaters 1993 fand sie eine Sammlung von Briefen, die Leo und Dora an ihren Sohn nach seiner Flucht in die USA und an einander geschrieben hatten, nachdem Leo verhaftet und nach Sachsenhausen gebracht worden war.

Mehrere Male reiste meine Mutter nach Berlin, um sich mit einer entfernten Cousine zu treffen, die half, Briefe zu übersetzten und dem Schicksal der Großeltern nachzugehen. Meine Mutter beschrieb diese Familienforschung als das Öffnen einer Tür hin zu einem »tiefergehenden Verständnis des Holocaust, meiner Familie und meiner Selbst«. Heute weiß ich, dass dies auch meine Familiengeschichte und meine eigenen Wurzeln sind.



Von hunderten Baracken in Sachsenhausen sind nur zwei erhalten geblieben. In einer davon war mein Urgroßvater sieben Monate lang gefangen gehalten. Während unseres Rundgangs roch ich den verfallenen, moderigen Geruch der Baracken. Ich erschauerte auf dem kalten, brachen Feld im Vorderteil des Lagers, wo Gefangene einst gezwungen waren stundenlang Appell zu stehen. Ich stand auch bei den Gruben unweit der Erschießungsanlage, wo mein Urgroßvater wahrscheinlich erschossen wurde.

Ich weiß nicht, wie ich beschreiben kann, was alles in mir vorging als ich die Gedenkstätte Sachsenhausen betrat: Angst, Ärger, Trauer, Schwindel... Als Vorbereitung hatte ich Filme und Dokumentationen gesehen und den Erzählungen meiner Mutter über ihren Besuch in Sachsenhausen zugehört. Wahrhaftig gefühlt habe ich allerdings nichts davon, bis ich selbst vor Ort war. Niemand besucht einfach ein Konzentrationslager. Ein Konzentrationslager ist nichts, das man sich ansieht. Man fühlt es: Die Geräusche, Gerüche, den Wind...

Als ich mit unserer Gruppe in den Baracken saß, versuchte ich mir vorzustellen, wie sich Leo gefühlt hat, als er jene Briefe an meine Urgroßmutter verfasste. Ich sah ihn vor mir wie er auf dem Briefpapier des Konzentrationslagers schrieb, das mit seiner Gefangenennummer betitelt war und eine Hitler-Briefmarke trug. Worte aus dem Brief, der sein letzter sein sollte, verfasst in der Nacht vor seiner Ermordung am 17. August 1942, traten mir in Erinnerung:

»Alle guten Wünsche, die einem liebenden Herzen nur bekannt sind, flattern heute zu Deinem Geburtstag auf... Ich hoffe, dass Du alle Zeit von Engeln beschützt wirst. Bitte schicke mir ein paar lange Strümpfe... Ich hoffe, diese Hitze setzt Dir und Deiner Arbeit nicht zu sehr zu. Es ist nicht einfach in Deinem Alter... Soweit es nur geht, habe glückliche Stunden. Wie eh und je, Dein Leo«

Der Guide

Eine schauerliche Stille beherrschte das Lager. Kaum ein Wort fiel, als wir das Gelände überquerten, und die Geräusche unserer Fußtapfen auf dem Schotter gingen im Wind auf. In der Ferne konnten wir einen Zug hören – eine ernüchternde Erinnerung daran, dass jene selben Zugschienen einst dazu genutzt wurden, Gefangene in die Gefangenenlager zu bringen.

Ein junger deutscher Guide leitete den Besuch unserer Gruppe in Sachsenhausen. Ein Gespräch, das ich mit ihm führte, ist mir auch nach meiner Germany Close-Up-Reise nachhaltig in Erinnerung geblieben. Er war ungefähr in meinem Alter, Ende zwanzig oder Anfang dreißig Jahre alt, geboren in Berlin. Er wusste sehr gut über die Geschichte des Lagers Bescheid, und erzählte uns interessante Anekdoten und Einzelheiten auf unserem Rundgang.

Er und ich schritten ein wenig abseits der Gruppe über eine Freifläche auf der einst weitere Gefängnisbaracken gestanden hatten. Ein paar stille Momente vergingen, da brach ich das Schweigen und fragte: »Wieso arbeitest du hier?« Da begann er mir etwas von seiner Geschichte zu erzählen. Er hatte kürzlich seinen Bachelor in Geschichte abgeschlossen und beschrieb, wie sich ein Großteil seines Studiums eingehend mit dem Zweiten Weltkrieg befasst hatte. »Ich brauchte einen Job«, fuhr er fort, »und die aktuelle wirtschaftliche Lage ist angespannt.« Dann fügte er hinzu: »... und mein Großvater war in der SS.« Ich blieb abrupt stehen.

Der hebräische Ausdruck, l'dor vador – von einer Generation zur nächsten Generation – nimmt im jüdischen Leben eine besondere Bedeutung ein. Er steht für die persönliche Verantwortung eines jeden Juden, die jüdische Kultur, Gebräuche und Traditionen an Kinder und Enkelkinder weiterzugeben. Außerdem mahnt er uns, die Verpflichtung, die Vergangenheit mit den Anstrengungen und Herausforderungen unserer Vorfahren zu erinnern und besonders des Holocaust zu gedenken. Im Augenblick der Unterhaltung mit unserem Guide wurde mir bewusst, dass die Last aus jener Zeit nicht nur eine jüdische Geschichte ist.

Im Kriegsgeschehen hatten sich unsere Familien auf unterschiedlichen Seiten gegenüber gestanden, aber jetzt, 70 Jahre später an diesem Fleck, fühlte ich, dass unseren Guide und mich etwas Bedeutungsvolles verband. Der Holocaust

hatte lange vor unserer Geburt stattgefunden und wir beide trugen keine direkte Verantwortung für diese verheerende Tragödie. Hier aber waren wir nun, zwei junge Männer im modernen Deutschland, beide von uns damit beschäftigt, uns unserer Familienschichte zu nähern. Was wohl unsere Großväter dazu gesagt hätten.

L'dor Vador

Vor dem Denkmal des Lagers sprachen wir das Kaddisch der Trauernden, jenes Gebet, das in jedem jüdischen Gottesdienst gelesen wird, um aller Verstorbenen zu gedenken: »Yitgadal we'yitkadasch sch'meih raba...« Ich hatte diese Worte bereits unzählige Male gehört, aber niemals zuvor waren sie so bedeutungsvoll gewesen.

Bald wird die Zeit kommen, wenn die letzten Überlebenden des Holocaust nicht mehr am Leben sein werden, um uns über ihre Erfahrungen zu berichten. Gleichzeitig werden jeden Tag neue Geschichten geschrieben. Während rechtsextreme Parteien in Europa an Rückhalt gewinnen, nimmt auch der Antisemitismus zu. Konflikte im Nahen Osten bestehen fort und Völkermorde suchen immer noch Menschen in vielen Teilen der Welt heim.

Aber ich bin hoffnungsvoll.

Ich habe Hoffnung, dass meine Generation die Welt verändern kann. Wir können unsere persönlichen Geschichten teilen, voneinander lernen und verhindern, dass sich Katastrophen wie der Holocaust jemals wiederholen.

Und es ist meine Germany Close-Up-Reise, die mir Hoffnung gegeben hat, dass Wandel möglich ist. Obwohl die Geschichte noch immer auf vielen Deutschen lastet, sah ich, wie Deutschland an seiner Heilung arbeitet. Unsere Begegnung mit jungen Erwachsenen aus Deutschland und Nordamerika war nicht auf Konfrontation ausgerichtet, sondern darauf, sich unserer gemeinsamen (und verbindenen) Standpunkte bewusst zu werden.

Ich war in Deutschland mit der Erwartung angekommen, dass ich wütend sein würde. Ich dachte, dass ich einzig die Leiden meiner Urgroßeltern und der zahlreichen anderen Juden im Holocaust spüren würde. Anstelle dessen ist es nun Teil meiner Geschichte, Unterschiede zu respektieren. Es geht mir darum, für das Richtige einzustehen und Anteilnahme zu zeigen. Und es geht mir darum, dass meine Generation daran arbeitet, gemeinsam die Welt als einen besseren Ort zu hinterlassen als wir sie vorgefunden haben.

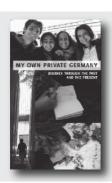
Einer der zentralen jüdischen Leitsätze ist das Konzept »Tikkun Olam«, »die Welt reparieren«. Im Leben meines Großvaters zerfiel die Welt derartig in Scherben wie ich es nur schwer zu begreifen vermag. Obwohl ihm so viel

genommen worden war, gab er seiner Familie und Gemeinde unermüdlich. Er empfand noch immer Liebe und Hoffnung, obwohl so viel von dem, was er einst liebte, verloren gegangen war. Und er genoss noch immer Glühwein, Lebkuchen und Stollen, trotz der schmerzhaften Erinnerungen, die diese Geschmäcker seines früheren Lebens hervorrufen mussten.

Das Leben meines Großvaters gibt mir Hoffnung für die Zukunft. Ich werde weiterhin versuchen zu einem positiven Wandel beizutragen, nach vorne zu schauen und dabei die Vergangenheit niemals zu vergessen. L'dor vador: Von einer Generation zur nächsten. Das ist nun meine Geschichte.

Meine Stimmung veränderte sich als unsere Gruppe den Rückweg zum Bus und nach Berlin antrat. Der Wind hatte sich gelegt und mir war nicht länger kalt. Hinter den Wolken trat langsam sogar die Sonne hervor.

Übersetzung von Nina Spieler



David Puterman war Teilnehmer am Programm Germany Close Up – American Jews Meet Modern Germany.

Dieser im Oktober 2016 erschienene Band enthält viele weitere Essays zur Begegnung junger jüdischer Amerikaner_innen mit Deutschland. Zu bestellen im ASF-Infobüro: (030) 28395-184 oder infobuero@asf-ev.de.





ASF ist Trägerin des Programms Germany Close Up. Es wird finanziert vom Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie. Davids hier abgedruckter Beitrag gewann den Germany Close Up-Essaywettbewerb.

Ein Jahrhundert leben in Rumänien

Eine Hommage an Medi Dinu-Wechsler (1908/1909-2016)

»Nach 1945 machte ich jedes Mal, wenn ich irgendwo hinfuhr, Skizzen, aber in mir war etwas zerbrochen. Das ganze Vertrauen, das ich hatte, nicht nur in mich selbst, war zerrüttet, wo das passieren konnte, was passiert ist.«

Es ist schwer, Magarita (genannt Medi) Dinu-Wechsler nach ihrem Leben zu fragen. Viel lieber erzählt sie von anderen; etwa von ihrem Vater, dem jungen rumänischen Buchhalter, der in die kleine ungarischsprachige Stadt in den Karpaten kam und sich dort in ein Mädchen verliebte, Juden alle beide, doch nicht der Sprache des anderen mächtig, und so sprach man eben Deutsch in der Familie Wechsler.

Wer also war Medi Dinu-Wechsler, das Mädchen, das vorm Krieg, dem Ersten, geboren wurde? Medi, so nannte man die erste Tochter, Bubi, den ersten Sohn, wurde im Königreich Rumänien, an der Grenze zu Österreich-Ungarn geboren, lebte unter dem faschistischen Regime und dann im stalinistischen, immer nationalistischeren Nachkriegsrumänien, emigrierte nicht nach Israel, weil sie mit dem Zionismus nichts anfangen konnte, nicht in den Westen, wo man dem Morden an den Juden zugeschaut hatte, starb 2016 mit 107 Jahren im hippen, europäischen Bukarest. Im Ersten Weltkrieg ging die Front quer durch Rumänien, der Vater war rumänischer Soldat, teilte die Hoffnung vieler Juden, dass sie dadurch als vollgültige Mitglieder der Nation angesehen würden. Mit ihrer Mutter floh Medi vor der Front nach Bukarest. Dort wurde sie Malerin und gehörte in der Zwischenkriegszeit zu einem Kreis von Künstlern und Künstlerinnen, der noch nicht durch Eiserne Vorhänge von der Avantgarde im Westen abgeschnitten war.

Die zierliche Dame mit dem schwarzen Samthaarreifen in den wuseligen, silberweißen Haaren sitzt in ihrem Zimmer im letzten jüdischen Altersheim Bukarests und entziffert mit einer Lupe kleine gothische Buchstaben einer alten deutschen Goetheausgabe. Auf ihrem Tisch stapeln sich französische Modezeitschriften, Tageszeitungen, in denen sie gerade etwas Interessantes über den neuen Papst gelesen hat, dazwischen Mandarinen vom Mittagstisch – sie verbreite so viel Unordnug, das tue ihr leid, deshalb freue sie sich, endlich ein eigenes Zimmer zu haben. Auf ihrem Nachtschrank steht ein Portrait ihrer Mutter. Nein, nicht sie, ihre Freundin Hedda Sterne hat es gezeichnet, die in die USA emigrierte, deren Werke heute im MoMA hängen. Die anderen Freunde, Theodor und Victor Brauner, der eine Fotograf, der andere surrealistischer Maler. Victor ging nach Paris, wurde berühmt. Auch Medi wohnte in den 1930ern einige Wochen in Paris. Hat sie Picasso kennengelernt, Dalí? So etwas

ist ihr nicht wichtig. Ein weiterer Freund, Stefan Roll, eigentlich Gheorge Dinu, den sie später heiraten würden, war surrealistischer Dichter. Scherzend sagt sie, dass sie nicht klug genug gewesen sei, diese Avantgarde zu begreifen. Sie malte lieber am Schwarzen Meer.

Selbst als 1940 der reaktionäre General Antonescu und die faschistischen »Legionäre« die Macht übernahmen, blieb sie. Ans Schwarze Meer durfte sie als Jüdin nicht mehr. Antonescu verbündete sich mit den Deutschen, richtete eigene Konzentrationslager in der von Rumänien besetzten Westukraine ein. Doch während etwa die Czernowitzer Jüdinnen und Juden deportiert wurden und die meisten in den Lagern verhungerten, blieben die Bukarester Juden verschont. Allerdings richteten die Legionäre im Januar 1941 ein furchtbares Pogrom an. Medi Dinu-Wechsler überlebte, unterrichtete Zeichnen für jüdische Mädchen, als diese durch antisemitische Gesetze von normalen Schulen ausgeschlossen wurden. Ihre Malerei konnte sie als Jüdin nicht ausstellen, die jüdischen Künstlerinnen und Künstler wurden isoliert. Auch für den Nachkriegssozialismus waren wir zu modern, sagt sie. Sie schlug sich durch mit kleinen Handarbeiten, machte Schmuck. Sie begann auch wieder zu zeichnen, aber etwas in ihr war zerrüttet, erzählt sie. Dass die Verwandten ihrer Mutter, darunter wahrscheinlich auch Medis Großeltern, von Nordsiebenbürgen aus mit den ungarischen Juden nach Auschwitz deportiert wurden, davon erzählt sie nur mit einem Schweigen. Es ist, als könne sie darüber noch immer nicht sprechen. Aber, um sie soll sich keiner sorgen, auch hier im Altersheim geht sie lieber nicht in den Garten, will dem Personal keine zusätzliche Arbeit machen. Sie klagt nicht, lieber möchte sie noch etwas erzählen, was sie bei Goethe gelesen hat. Ich frage sie, ob ich sie wiedersehen werde, leicht schwankend steht sie da, bunte Ketten um den Hals, klobige Holzpantoffeln, aber natürlich ohne Stock, ihre Augen leuchten, ihre Hände fahren durch die Luft, sie hat einen Einfall. Sie läuft zurück ins Zimmer, drijckt mir eine Mandarine in die Hand und lacht.

Dorothee Riese und Philipp Venghaus haben mehrere ASF-Sommerlager im jüdischen Altersheim von Bukarest betreut und dabei Medi Dinu-Wechsler kennen gelernt. Dorothee Riese, *1989, wuchs in Rumänien auf, absolvierte einen Freiwilligendienst mit ASF im Mémorial de la Shoah in Paris und studiert jetzt Osteuropa-Studien in Frankfurt (Oder) und Literarisches Schreiben in Leipzig. Philipp Venghaus, *1982, arbeitet nach seinem Studium der Literatur- und Kulturwissenschaft in Tübingen, Berlin und Paris als DAAD-Lektor in St. Petersburg.

Das Sommerlager in Bukarest konnte mit Hilfe von Spenden an Aktion Sühnezeichen Friedensdienste finanziert werden. Unser Dank gilt allen Spenderinnen und Spendern!

Kollektenbitte

für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen wurde 1958 als christlicher Friedensdienst gegründet. Sein Ausgangspunkt und inhaltliches Selbstverständnis ist die theologische und diakonische Arbeit angesichts der deutschen Schuld, wie sie uns 1945 vor Augen trat – vor allem angesichts der Verbrechen, die von deutscher Hand in den besetzten Ländern Europas verübt wurden.

Zu viele fürchterliche Kontinuitäten in der Bundesrepublik lähmten nach 1945 die notwendige Selbstkorrektur, Schuldanerkenntnis und Bereitschaft, Verantwortung für die Geschichte zu übernehmen. Die Gründung der Aktion Sühnezeichen war ein Versuch, ein versöhnungsbereites Handeln aufzunehmen. Der Gründer Lothar Kreyssig schrieb 1963 »...das wäre ein der Integration Europas angemessener zu einer evangelischen Jugendarbeit von ökumenischem Rang, denn es geschieht ein neues, vertieftes Verstehen von Nachbarlichkeit der Völker im Sinne von Nächstenschaft. Die Botschaft wird an der Stelle bezeugt und praktiziert, an der wir unter grauenhafter Entstellung des Menschlichen aneinander schuldig geworden sind.«

Die heutige Arbeit mit Holocaust-Überlebenden, ehemaligen Zwangsarbeitern, Flüchtlingen, psychisch schwer verletzten Menschen, traumatisierten Kindern, aber auch in Archiven und Gedenkstätten prägt weiterhin beide Seiten, die Freiwilligen wie die alternden Menschen in Heimen und Spitälern – dazu sind Offenheit, Zuwendung und Lebensdisziplin lebensnotwendig. Doch neben geistigem Mut, seelischer Kraft und emotionaler Geduld braucht diese Arbeit der insgesamt 500 Freiwilligen auch Geld!

Wir erbitten Ihre Unterstützung, damit diese Arbeit weiterhin geleistet werden kann. Einen genaueren Einblick in unsere Strukturen – von den Arbeitsfeldern bis zur Finanzierung – erhalten Sie aus unseren Informationsmaterialien.

Ihre Dagmar Pruin und Jutta Weduwen Geschäftsführerinnen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste





Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /

IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33BER

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

Autor_innen, Bild- und Fotonachweise

Autor_innen

- Björn Borrmann, Pfarrer der Ev. Kirchengemeinde St. Nikolai Berlin Spandau; b.borrmann@nikolai-spandau.de
- Dr. phil. Lutz van Dijk, Pädagoge, Historiker und Schriftsteller, ab 1992 Mitarbeiter der Anne Frank Stiftung in Amsterdam, seit 2001 Mitbegründer der Stiftung HOKISA für von Aids betroffene Kinder und Jugendliche in Kapstadt/Südafrika.
- Aleksandra Janowska, ehemalige ASF-Freiwillige, seit 2014 begleitet sie ASF-Gruppen auf Seminaren und Gedenkstättenfahrten.
- Prof. Dr. Katharina von Kellenbach, Professorin für Religious Studies am St. Mary's College of Maryland, Großbritannien.
- Christian Keller, Dekan i.R., Villingen-Schwenningen, Mitglied des »Forums Friedensethik« in der evangelischen Landeskirche in Baden und bei ASF.
- Dr. Thomas Kersting, Leiter des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege.
- **Prof. Dr. Astrid Messerschmidt**, Erziehungswissenschaftlerin mit dem Schwerpunkt Geschlecht und Diversität an der Bergischen Universität Wuppertal
- Prof. Dr. Dres. h.c. Peter von der Osten-Sacken, emeritierter Professor für Evangelische Theologie, war von 1994 bis 2007 Leiter des Instituts Kirche und Judentum an der Humboldt-Universität Berlin.
- **Emily Philippi**, Jahrgang 1997, aus Hamburg, war 2015/2016 Freiwillige in Jerusalem, studiert Politikwissenschaft und Theologie in Marburg.
- Dr. Dagmar Pruin, Theologin; konzipierte 2007 an der Stiftung Neue Synagoge/ Centrum Judaicum das deutsch-amerikanisch-jüdische Begegnungsprogramm Germany Close Up. Gemeinsam mit Jutta Weduwen Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. pruin@asf-ev.de
- Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunktätigkeit, www.helmut-ruppel.de, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«. h.m.ruppel@gmx.de
- Anne Katrin Scheffbuch, Koordinatorin des internationalen Deutschland-Programmes von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V., evangelische Theologin
- Ingrid Schmidt, M. A., Gymnasiallehrerin / Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung i. R., seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«. ille.schmidt@kabelmail.de
- Christina Schakirova, Jahrgang 1992, aus Russland, war 2015/2016 Freiwillige in der KZ-Gedenkstätte Buchenwald, arbeitet als russisch-deutsch-englisch-Übersetzerin.

Jakob Stürmann, promoviert in osteuropäischer Geschichte an der Freien Universität Berlin und am Moses Mendelssohn Zentrum in Potsdam, Mitglied des ASF-Vorstands.

Dr. Axel Töllner, Pfarrer; Beauftragter der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern für christlich-jüdischen Dialog beim Institut für christlich-jüdische Studien und Beziehungen an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau.

Christoph Villinger, freier Journalist, lebt seit 1980 in Berlin und reiste in den letzten Jahren mehrmals in die Ukraine.

Dr. Lorenz Wilkens, Pfarrer und Studienleiter i. R., Arbeitsschwerpunkte: Theologie, Kunstgeschichte und Religionsphilosophie; Lehraufträge an der FU Berlin und der Universität Potsdam. Lorenz_Wilkens@web.de

Dr. Wolfgang Wippermann, deutscher Historiker und außerplanmäßiger Professor für Neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin.

Bild- und Fotonachweise

Seite 7: John Heartfield: Der Reichsbischof richtet. © The Heartfield Community of Heirs / VG Bild-Kunst, Bonn 2016.

Seite 27, 75, 83, 89 und Umschlagrückseite: ASF-Archiv

Seite 57: Klaus Schultz Seite 58: Axel Töllner

Seite 69: Christoph Villinger

Seite 72: Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches

Landesmuseum; links: C. Merridale, rechts: Karin Sommer

Seite 69: MDSM-IJBS



Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin

Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de | Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00, BIC: BFSWDE33BER | Bank für Sozialwirtschaft Redaktion: Lena Altman (verantwortlich), Björn Borrmann, Dr. Dagmar Pruin, Helmut Ruppel, Ingrid Schmidt

Gestaltung: Anna-Maria Roch

Druck: Brandenburgische Universitätsdruckerei und Verlagsgesellschaft Potsdam mbh

Auflage: 3 500 Stück | Ausgabe: Dezember 2016

Beleg / Quittung für den/die AuftraggeberIn
IBAN KontoinhaberIn

ΕN 90 SPENDEN-ORGANISATION Betrag: Euro, Cent 3 7 0 0 Ч ∀ m 0 0 0 0 SEPA-Überweisung/Zahlschein 0 5 2 0 0 Januar 0



Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um ...

- ... junge Menschen in ihren sozialen und interkulturellen Kompetenzen zu stärken.
- ... sie zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten einzutreten.
- ... im Nationalsozialismus verfolgten Menschen zuzuhören und ihnen durch kleine Gesten den Alltag zu erleichtern.
- ... Begegnungen und Verständigung über Grenzen hinweg zu ermöglichen.
- ... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft zu leisten, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

Junge Menschen in Ihrer Gemeinde jetzt noch für einen Freiwilligendienst in 2017 im Ausland mit ASF unter asf-ev.de bewerben. Wir laden Gemeindemitglieder ab 16 Jahren auch herzlich zur Teilnahme an unseren internationalen Sommerlagern ein!

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de **Spendenkonto:** IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33BER |

